

Zwischen Tag und Traum

Kriminal-
Roman von

Hans Hyan

Edition
Zulu-Ebooks.com

1
Mark

KRONEN
BÜCHER

EDITION ZULU-EBOOKS.COM

– <https://zulu-ebooks.com> –

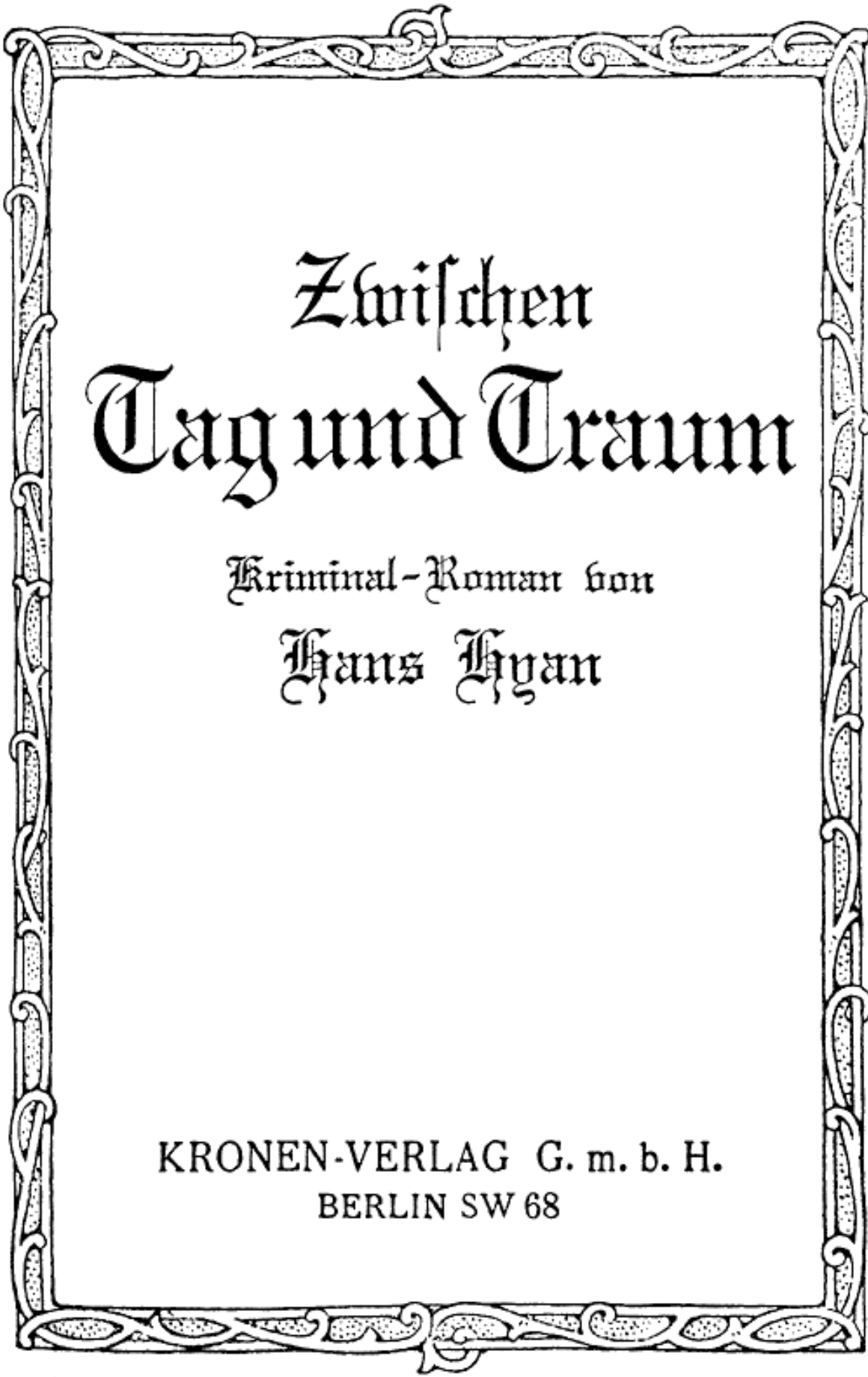
Zwischen Tag und Traum

Kriminal-Roman von
Hans Hyan

Nach der Erstausgabe des
Kronen-Verlags, Berlin 1916



Hans Hyan

A decorative border in an Art Nouveau style, featuring intricate, symmetrical scrollwork and floral motifs that frame the central text.

Zwischen Tag und Traum

Kriminal-Roman von
Hans Hyan

KRONEN-VERLAG G. m. b. H.
BERLIN SW 68

I.

Das Licht der großen Kronleuchter verglomm über dem letzten Flüstern und Räuspern des Publikums, der Theaterraum ward dunkel. Aber unter dem aufrollenden Vorhang warf die Bühne ihren hellen Schein in die ersten Reihen des Parketts, daß man von oben wie in einem goldig dunklen Nebel die Köpfe der Zuschauer schwimmen sah; in den Ecklogen zur Rechten und zur Linken war jede Figur deutlich erkennbar.

Dort drüben trat noch ein großer, schlanker Mann in die Loge Nummer eins, die sonst leer war.

Der Diamantknopf in seinem Frackhemd blitzte mit dem Einglas um die Wette, das er eben geputzt und wieder ins Auge gedrückt hatte – in dies große, von tiefen Schatten umgebene Augenrund, das dem bleichen und völlig bartlosen Gesicht seinen seltsamen, nicht leicht zu deutenden Charakter gab.

Der Herr war im Hintergrund der Loge stehengeblieben. Er betrachtete, jetzt langsam vortretend, mit großer Aufmerksamkeit die schöne Schauspielerin, deren Worte im Selbstgespräch hörbar wurden, deren sanfte und frohe Stimme allein das Publikum in freundliche und dankbare Bewegung brachte.

Es war schon der dritte Akt, der gerade begonnen hatte.

Die junge Frau war aus ihrem Liegestuhl aufgestanden, sie hatte ein bißchen mit dem Kanarienvogel geplaudert und glitt geschmeidig an die Rampe, um ihre Bedenken gegen Herrn v. Müller, mit dem sie seit einer Woche verheiratet war, kundzugeben. Sie trat noch einen Schritt weiter vor, bis an die elektrischen Lampen heran, und da stand sie und starrte wie entgeistert in die Parkettloge hinein, in der der einzelne Herr saß, dessen bleiches, völlig bartloses Gesicht mit dem großen Einglas sich unverwandt auf das Angesicht der Schauspielerin richtete.

Gottlob, daß Fritz Heerfels, der erste Liebhaber des Goethetheaters, so mit allen Hunden gehetzt war ... Er „schwamm“, aber er schwamm meisterhaft ... Er tanzte auf der Bühne hin und her, gebrauchte einmal das liebevolle Du, um gleich danach die Angebetete mit „Sie“ und mit „meine Gnädige“ anzureden. Und er begann schon, wie man sagt, Blut und Wasser zu schwitzen, weil er sich gar nicht erklären konnte, warum

„sie“ denn nicht wenigstens ein Wörtchen der Ermunterung an ihn richtete ...

Da auf einmal drehte sie sich um (mehr als man das schicklicher Weise auf der Bühne sonst wohl zu tun pflegt) und sah den Spielpartner lange an. Sie sagte noch immer nichts, aber sie sah ihn doch wenigstens jetzt an ... Er dichtete rastlos Sätze und ganze Perioden in seine Rolle hinein und meinte: einmal muß sie doch noch aufwachen, die Ilona! ... Denn in der Tat: was er da vor sich sah, war das Bild einer Schlafenden, einer Frau, die in wachem Traume alles vergessen hat, was um sie her ist und was sie eigentlich hier tun und reden sollte ... Ganz allmählich wich die Erstarrung von ihr, ganz langsam fiel das Vergessen von ihr ab und dann sagte sie, ebenfalls mit verblüffend kluger Improvisation:

„Also Sie sind noch immer da, mein Freund ... ich dachte mein Schweigen sagte Ihnen deutlich genug, was ich von Ihnen erwartete ...“

Nun lenkte Heerfels geschickt in die Rolle ein, sie folgte gehorsam, und zwei Minuten später prasselten die Witzworte von beiden Seiten wie doppeltes Raketenfeuer; der dritte Akt des Lustspiels glitt launig dahin, das Publikum freute sich und spendete am Schluß den reichsten Beifall.

Natürlich hatte Fritz Heerfels vor, der unaufmerksamen Kollegin – er vermutete und konnte ja auch hinter ihrem Schweigen nichts anderes vermuten als eine Laune! – gehörig seine Ansicht zu sagen! Aber Ilona war, als der Vorhang zum letztenmal fiel, weg und verschwunden wie eine Erscheinung. Und nachlaufen mochte ihr der Schauspieler nicht; das brauchte er ja auch gar nicht! Später bei Meisenbach, wohin sie wie ihn der Gesandtschaftsattaché Juan del Galamonte für heute abend geladen hatte, da würde er ihr schon noch die Leviten lesen! ... Geschenkt blieb ihr das nicht! ... So eine Fadesse! ...

Ilona Sebraczety saß inzwischen schon in ihrer Garderobe ... Der Raum, den welkende Blumenarrangements mit einem schweren süßlichen Duft erfüllten, war helles Licht. Und die Schauspielerin, die sich hierher geflüchtet hatte, wie um Schutz zu suchen vor etwas unbegreiflich Furchtbarem, saß mit hängendem Kopf, die Arme schlaff am Körper, untätig auf dem Ruhebett, als die Garderobiere, Frau Weißgerber, eintrat.

„Aber Fräulein Ilona, jnädiges Fräulein, was is denn?“

Die Schauspielerin erwiderte nichts. Sie hob nur ihre dunklen Augen und sah die Frau an, die verblüfft vor ihr stand und sie wiederholt ansprach, ohne eine Antwort zu bekommen.

Ja, Ilona Sebraczety sah die dicke Frau, die die unentbehrliche Gehilfin und die Vertraute sämtlicher Damen am Theater war, ebenso abwesend an, wie sie vorhin den starren, ausdruckslosen Blick auf ihren Partner gerichtet hatte.

Endlich öffneten sich ihre schönen Lippen zu der Klage:

„Ach, ich bin verloren, Weißgerber, ich bin verloren! ...“

„Aber was ist denn, Fräulein? ... Was haben Sie denn? So reden Sie doch bloß! Sagen Sie doch, was soll denn das heißen: Sie sind verloren? ...“

Ilona fing an zu weinen, leise erst, mit langsam rinnenden Tränen, und dann immer stärker, verzweiflungsvoller und todestrauriger, so als wollte sie nie mehr aufhören, als müßte ihre Seele davonfließen in diesem unstillbaren Tränenerguß, als sollte mit ihrem Leid auch ihr Leben enden.

Es klopfte.

Die Weißgerber, die neben der Künstlerin saß, sie in ihren Armen hielt und in ihrer völligen Ratlosigkeit eben angefangen hatte, mitzuschluchzen, die stand auf, um zu öffnen.

Da schrie Ilona:

„Bleib hier, Weißgerber! ... Um Gottes willen, mach' nicht auf!“

Die dicke Frau im blaugestreiften Waschkleide blieb unentschlossen stehen:

„Aber Fräulein Ilonachen, liebstes Fräuleinchen, ich muß doch ... wir müssen doch ...“

Es klopfte abermals, und eine Stimme ward hörbar:

„Ich bin's! ... Bauke! ... 'n Brief für Fräulein!“

„Na sehn Sie, Bauke ist es! ... Bloß Bauke ... Lassen Sie mich doch los ... Ich bleibe ja hier ... ja ... ja ... gleich, Bauke, ich komme schon!“

Sie machte sich frei aus den sie umschlingenden Armen, öffnete die auf den Garderobengang hinausgehende Tür nur einen Spalt breit und nahm dem Logenschließer den Brief ab, danach dem alten Weißkopf, der neugierig hereinguckte, die Tür rasch vor der Nase zuschlagend.

Nun brachte sie ihrem Fräulein den Brief. Aber die schrie laut auf:

„Nein, nein! Ich will ihn nicht! Ich les' es nicht!“ Sie schluchzte laut, und die dicke Frau hatte wieder alle Mühe, sie zu beruhigen:

„Nebenan hören sie's ja! ... Fräuleinchen! ... Ja ... ja ... lassen Sie doch! ... Sie brauchen ja nicht lesen! ...“

Aber plötzlich wurde Ilona Sebraczety kalt und hart wie Stein. Mit rauher Stimme sagte sie:

„Gib her!“

Die Weißgerber, die, seit dreißig Jahren am Theater, soviel hysterische Frauen mit ihren Leidenschaftsergüssen und wilden Tränenfluten erlebt hatte, stand hier doch vor etwas Ungekanntem; sie blieb ganz wortlos und gab den Brief. Aber als ihn Ilona Sebraczety aufbrach, konnte die Garderobiere nicht anders, sie mußte über die Schulter der gebückt Dasitzenden hineinsehen. Und in dem Brief, auf dem weißen Bogen, stand nur ein Wort geschrieben. In einer großen, bösen Schrift, die unnachahmlich und unerbittlich drohte, stand da:

„Komm!“

Nichts weiter. Keine Anrede, kein Name, nichts als dies, wie von einem Henker geschriebene Wort: „Komm!“

Und in diesem Augenblick, als wollte das Wort, das da so grausam und allein stand, als wollte das lebendig werden – klopfte es abermals, aber diesmal gebieterisch, keinen Widerstand duldend, an die Tür der Garderobe.

Die herrlichen dunkelblauen Augen der Schauspielerin wurden weit wie bei einer Todgeweihten; ihre Hände hoben sich zitternd mit offenen Fingern und der Mund, dieser süße, von so vielen beehrte Rosenmund, tat sich auf wie zu einem Schrei der Angst, des Entsetzens! ...

Aber Ilona Sebraczety schrie nicht ... Ihre Lippen bewegten sich haltlos, sie stieß einen leise jammernden Laut aus und fiel vom Ruhebett auf ihre Knie nieder ...

„Öffne, Ilona! ... Mach auf!“

Es war, als schnitte die Stimme das harte Holz der Tür durch ... Vor dem Wort des Draußenstehenden, das fühlte selbst die dicke Frau Weißgerber, gab es weder Riegel noch Tür ...

Und es überraschte sie nicht, daß das Fräulein, sich schwer emporrichtend, zur Tür schwankte und den Drücker öffnete.

Die Weißgerber, die selbst mehr Furcht hatte, als ihr lieb war, die treue Seele folgte doch dem Fräulein zaghaft.

Sie sah, als die Tür aufging, einen großen, schlanken Herrn auf dem ziemlich dunklen Gang stehen. Sie sah ein leuchtendes Frackhemd mit blitzendem Brillanten, einen dunklen Anzug und einen Zylinderhut, der vor ein Gesicht gehalten wurde, das sie nicht sah.

Dann war jener Mann drin im Zimmer und sie selbst hinausgeschoben, ohne daß es ihr recht zu Sinne kam, wie das geschah ... Sie entrüstete sich, war wütend darüber, aber doch auch ein bißchen froh, diesem Finsternen entronnen zu sein.

Aber sie blieb an der Tür, wollte horchen ... umsonst ... nichts zu verstehen ... die dadrin sprachen laut wohl, doch in einer fremden Sprache ... sie stritten sich auch nicht ... eigentlich sprach ja nur er ... das Fräulein gab schüchtern bittende Antwort ... so ergeben, so demütig klang, was sie sagte ... Es war wirklich, wie wenn ein Herrscher zu seiner Sklavin spricht ...

Dann ging die Tür wieder auf. Und ebenso wie vorher sein Gesicht mit dem Hute deckend, schritt der Unheimliche, der übrigens tadellos, wie ein wirklicher Kavalier gekleidet war, so rasch an der Frau Weißgerber vorüber, daß sie nicht mehr von ihm sah als bei seinem Eintritt.

Das Fräulein Sebraczety aber stand mit einem starren Lächeln auf ihrem schönen Angesicht mitten im Zimmer. Sie blickte nach der Tür. Aber es war, wie wenn ihre Augen durch Mauer und Wand drängen und jenem geheimnisvollen Manne nacheilten, der, schnell an dem alten Logenschließer vorbeieilend, das Theater verließ.

II.

Die großen, weißen Lichtkugeln an den Arkaden des Theatereingangs flammten auf; Droschken und tutende Autos kamen von allen Seiten über den noch eben so stillen Theaterplatz und reihten sich hintereinander drüben auf der anderen Seite des Bürgersteigs; in wenigen Minuten mußte die Vorstellung zu Ende sein ... Da, ein paar von denen, die dem Gedränge an den Garderoben entgehen wollen und deshalb das Fallen des Vorhanges nicht abwarten, kamen schon aus den geöffneten Glastüren.

Jetzt fuhr ein Auto, ein geschlossener Taxameter, vor das Portal, hielt dort einen Augenblick und glitt auf den Zuruf seines Insassen, der sich aus dem offenen Fenster des Wagens beugte, weiter bis vor den dunklen Nebeneingang, der zu den Bühnenräumen, den Garderoben der Schauspieler führte.

Dort stieg ein Herr aus, eine hohe, stolze Männererscheinung, der mit einem leisen Ausruf des Unwillens seinen Schirm aufspannte; vom dunklen Himmel der warmen Maiennacht fielen schwere Tropfen.

Er ging ein paarmal unschlüssig auf und ab. Dann trat er unter den Torbogen, weiter über den langen Bühnenhof, bis zum Garderobeneingang, weil er voraussah: Ilona würde ihren Schirm nicht bei sich haben. Und dann war der schöne Abendmantel aus Crêpe de Chine und spanischen Goldspitzen, über den sie sich neulich so gefreut hatte, futsch ...

Während Graf Zeinfeld, der bis vor kurzem noch bei den Gardekürassieren gestanden hatte, vor dem engen Treppenflur wartete, mußte er mit innerer Heiterkeit daran denken, wie sehr die Liebe doch selbst den Verwöhntesten gefügig und bescheiden zu machen imstande ist. Er hatte wahrhaftig so mancher Schönen Huld genossen, aber noch niemals, ehe er Ilona Sebraczety kennenlernte, war es einer gelungen, ihn aus seiner verwöhnten Bequemlichkeit, seiner stolzen Zurückhaltung zu locken.

Diese merkwürdige Frau, die, von irgendeinem Variété kommend, hier eine kleine Nebenrolle gespielt und sich nach der ersten Kritik sofort zum Star der großen Berliner Bühne emporgeschwungen hatte, die hatte

ihn sein Herz und die Stärke einer Leidenschaft kennen lassen, an die er, ein Skeptiker bisher in solchen Dingen, bei anderen nie hatte glauben mögen.

Die Tür zur Garderobentreppe ging auf, ein heller Lichtkegel fiel über den dunklen Hof, und dessen Asphaltboden, der glänzte vom leise rieselnden Regen. Der Komiker Renz war herausgetreten und prallte ein bißchen zurück vor der Gestalt unter dem Regenschirm. Dann erkannte er den Grafen, lachte laut über sich selber und sagte, die Tür wieder öffnend:

„Aber kommen Sie doch 'rein in die gute Stube, verehrter Herr Graf! Das Sich-unter-Feuchtigkeit-Setzen können Sie ja nachher bei Meisenbach noch besorgen!“

„Fräulein Sebraczety ist doch noch oben?“ fragte der Graf, indem er dem zurücktretenden Schauspieler in den engen Flur folgte, der sein Licht aus der über der schmalen Treppe hängenden Kastenlampe bekam.

„Wer?“ Der Komiker machte sein berühmt dummes Gesicht, „ach, die Ilona meinen Sie! ... Ja, die is noch oben ... aber da kommt sie schon, auf den Flügeln der Liebe ...“

Er blickte die Treppe hinauf. Doch da war's Mariechen Quessel, die erste Naive, die übrigens auch eingeladen war, heute nacht zu dem Abschiedsessen, das Señor del Galamonte, der Attaché der peruvianischen Gesandtschaft, seinen Freunden gab.

Die drei plauderten eine Minute, dann ging Renz mit Mariechen Quessel; weil man, meinte er, das erste Wiedersehen zweier Liebenden nach vierundzwanzig Stunden niemals stören dürfe ...

Und gleich schritt – nein, sie schritt nicht! Ilona Sebraczety schwebte die schmale, häßliche, hölzerne und schlechtbeleuchtete Treppe hinab, die durch den Zauber ihrer Anmut, durch den bezaubernden Reiz ihres ganzen Daseins zu einem glückseligen Ort wurde ... Ja, dieses Mädchen, das eben achtzehn Jahre alt war, das aus einem rätselvollen und schattenhaften Düster, wie hier auf der elenden Treppe, so auch aus ihrem bisherigen Leben überraschend auftauchte, brauchte nur da zu sein, hatte nur nötig, ihr Lächeln zwischen anderen Menschen strahlen zu lassen, um alle zu entzücken, um die Herzen zu erobern und sich zur Königin zu machen!

Aber der Graf hatte sofort das Gefühl, daß heute nicht die Ilona daherkam, die sonst mit einer so unnachahmlichen Gebärde der Liebe, der Hingebung ihre Arme um seine Schultern legte. Sie lächelte ihn an, wie sonst, mit ihrem Madonnenantlitz, dessen tiefdunkelblaue Augen aus

einer geheimen Ferne, irgendwo aus den Fluten des Meeres aufzuleuchten schienen. Sie umschlang und küßte ihn und riß all' sein Denken und Fühlen auf den unerschütterlichen Satz zusammen, daß er sie liebe, daß er ohne sie nicht leben könne. Und doch war es heute nicht wie an anderen Abenden, doch fehlte ihm etwas in seiner Zuneigung, irgend etwas enttäuschte leise den Herzensjubiläum, mit dem er sie immer erwartete ...

„Liebling, fehlt dir etwas?“ fragte er leise, den schon der Gedanke, sie könnte erkranken, erschrecken machte.

Sie schüttelte ihren lieblichen Kopf, dessen Nase so fein und edel über der Granatblüte des ernsten Mundes stand. Dabei sah sie ihn nachdenklicher als sonst an, schien ihm, und die langen, schwarzen Wimpern senkten sich rascher vor seinen forschenden Augen.

„Komm!“ Sie zog ihn fort.

„Aber es regnet draußen.“

„Du hast ja einen Schirm.“

Sie lachte, als sie fest aneinandergeschmiegt in den noch immer gleichmäßig fallenden Regen hinaustraten. Aber auch das Lachen klang nicht wie sonst. Es war, als sei über ihr ganzes Wesen ein Schleier gebreitet; wie entrückt schien sie ihm, der vergeblich alle seine Zärtlichkeit aufbot, sie heranzuholen. Er fragte sie noch einmal, sie schüttelte nur den Kopf. So gingen sie die kurze Strecke bis zum Auto und stiegen ein. Wie er sie stützte, fühlte er einen pressenden Druck ihrer Hand; ihm war, als läge eine verschwiegene Klage, ein geheimes Flehen in diesem kurzen Zeichen, daß sie sein sei und nichts sie trennen dürfe ...

Dann stiegen sie ins Auto, dessen Lenker der Graf die Adresse des Meisenbachschen Restaurants genannt hatte.

Kaum fuhren sie aber, warf die Schauspielerin sich leidenschaftlich an ihres Liebsten Brust und sagte:

„Ich kann nicht, Hugo! Ich kann da heute nicht hingehen!“

Er war bestürzt. Er hatte sich auf den Abend gefreut, war selig in dem Gedanken gewesen, an ihrer Seite dort sein zu dürfen und bewundert zu werden wegen dieses Kleinods, dessen Wert ihm unermesslich dünkte. Aber er war auch ein Mann von Charakter; er hatte versprochen, beim Feste seines Freundes zu sein; daß er jetzt, wenn auch ihr zuliebe, absagen sollte, das kränkte ihn. So blieb er ihr Sekunden die Antwort schuldig.

Ein tiefer Seufzer aus einer Brust, die zart hervorsah aus dem tiefen Ausschnitt des Seidenkleides, ließ ihn nach ihren Händen greifen.

„Aber, um Gottes willen, ja, mein Herzblatt! Wenn dir nicht so ist, wenn du dich nicht wohl fühlst, dann gehen wir eben nicht hin ... bloß, du erlaubst doch, daß ich mitheranfahre und absage, nicht wahr? ... sag’, bist du wirklich nicht krank? ...“

„Nein, nein!“ sie schüttelte energisch den Kopf, den das tiefbrünette Haar in seiner Fülle immer ein wenig nach hinten zu ziehen schien.

„Mir fehlt nichts, Liebster ... nicht das mindeste! Wirklich, du darfst dich nicht ängstigen! ...“

„Dann ist dir irgend etwas passiert im Theater ... ja?“

Sie nahm rasch seine Rechte, zog sie an ihre heißen Lippen und stammelte:

„Frag’ doch nicht! ... jetzt nicht ... ich sag’ dir alles ... morgen vielleicht schon ... ja ... bitte!“

Er nahm sie, wie er oft tat, an seine Brust, wie ein Kind, fühlte ihr unruhiges Atmen und versuchte durch die Ruhe, das Gleichmaß seines starken Herzens das ihre zu besänftigen, das er verstand in seiner leichten Erregbarkeit; er kannte ihre Empfindsamkeit unvorhergesehenen Dingen gegenüber, er wußte, daß ein rauhes Wort, ein widriges Bild, oft schon ein rein seelischer Eindruck, ihr zartes Nervenleben so verstimmen konnten. Und er war klug und gütig genug, alles das zu begreifen und ihr Weh durch seine stille Liebe auszugleichen ...

So legten sie schweigend die Fahrt zurück. Das Auto hielt vor dem Restaurant von Meisenbach.

Ein von wildem Wein umranktes Gitter umschloß den kleinen Vorgarten, unter dessen regenfeuchten Zelten ein paar Gäste bei rotgedämpftem Lampenlicht saßen.

Der Graf ging rasch hinein, durch den kleinen Vorraum, der mit seinem verschwenderisch besetzten Büfett das Beste versprach, in das große Hinterzimmer, in dem die Gesellschaft des Señor del Galamonte tagte.

Vielleicht zwanzig Personen, die schon kleine Berge von Austern- und Hummerschalen vor sich hatten und die ihre Sektschalen leerten, mit jener ein wenig geräuschvollen, aber dafür auch witzigen Fröhlichkeit, die Künstlergesellschaften so angenehm auszeichnet.

Eben hielt Renz eine Rede – ohne Worte.

Und Graf Zeinfeld blieb stehen und freute sich mit den übrigen, wie urdrollig der Komiker, nur durch die Gebärden, die Worte wirken ließ, die er nicht aussprach, die er durch ein leises, hin und wieder verstärktes Summen und Raunen markierte, das wirklich den Eindruck weckte, als spräche der Redner in einer Gesellschaft von Hunderten von Personen im größten Saal und vielleicht ganz weit ab, oben am Tafelende.

Dann kam der Peruaner dem Freunde grüßend entgegen.

„Aber, wo sein deine Liebe?“

Der Graf entschuldigte sie und sich. Doch das wollte keiner gelten lassen. Wirklich, es kostete ihn große Mühe, sich freizumachen. Minuten vergingen darüber, und als Hugo Zeinfeld nach der Uhr sah, war fast eine Viertelstunde vergangen, seit er hier eingetreten. Er eilte, Ilona sollte nicht länger warten!

Durch die Drehtür trat er in den Garten.

Wo war denn sein Auto?

Er erschrak und rannte durch den Zeltgang auf die Straße.

Kein Auto war da – der Wagen fort.

War Ilona davongefahren, allein, ohne ihn? Hatte sie geglaubt, er bliebe? ... Aber sie kannte ihn doch! Wußte, daß er einer solchen Rücksichtslosigkeit nicht fähig war ... Ihr konnte schlechter geworden sein. Sie war vielleicht doch ernstlich krank, vielmehr am Ende mit ihren Kräften, als sie ihm hatte zugeben wollen ...

Ein Auto fuhr vorbei.

„Chauffeur!“

Graf Hugo gab die Adresse und stand zehn Minuten später vor Ilonas Wohnung.

III.

Es dauerte recht lange, ehe die Zofe mit verschlafenen Augen öffnete.

Graf Zeinfeld, sonst zu dem einfachsten Menschen von einer feinen Höflichkeit, war so erregt, daß er das Mädchen anfuhr:

„Wo bleiben Sie denn, Hedi? Ich warte ja schon eine Viertelstunde! Ist das gnädige Fräulein zu Hause?“

Das Mädchen schüttelte ängstlich den blonden Kopf, dann griff sie nach ihrer notdürftig geschlossenen Bluse und legte die Hand über den bloßen Hals.

„Nein, Herr Graf ... das gnädige Fräulein sagte, es würde spät werden ... da hab' ich mich solange hingelegt.“

Dem Aristokraten war seine Heftigkeit leid.

„Sie haben ganz recht, Hedi ... aber ... Fräulein Sebraczety ist nicht da? ... ich weiß gar nicht ...“

Die Mutlosigkeit übermannte ihn derart, daß er dem Mädchen alles erzählte. Alles, was er wußte und was doch nicht den geringsten Aufschluß gab über Ilonas Fortbleiben.

„Mein Gott,“ seufzte das Mädchen, „wenn er ihr bloß nichts getan hat!“

Der Graf war eingetreten, in den hellen Korridor. Nervös seinen Schnurrbart drehend, sah er in den Garderobenspiegel und erschrak über den alten, verfallenen Ausdruck seiner Züge ... Er fühlte in dieser Minute, daß Ilonas Leben das seine bedeute, daß er nie wieder froh werden könnte, wenn sie von ihm genommen würde ...

Aber er mußte einen Entschluß fassen ... nur welchen? ... was er jetzt tun sollte, das war ihm ganz unklar.

„Ich glaube, man müßte zur Polizei gehen,“ sagte das Mädchen schüchtern.

Zur Polizei ... nein ... nein ... damit morgen eine ganze Skandalgeschichte in den Zeitungen stand und sein Name in allen möglichen Kombinationen genannt wurde ...

Er schüttelte heftig den Kopf, erwiderte aber nichts.

Das hübsche Mädchen fing an zu weinen.

„Das arme, gnädige Fräulein! ... wenn ihr doch bloß nichts passiert ist!“

Graf Zeinfeld atmete tief. Sein Herz zog sich schmerzhaft zusammen, er durfte diesen Gedanken gar nicht ausdenken ... seine Ilona, sein alles in der Gewalt eines fremden Mannes, eines Verbrechers obendrein!

Er biß die Zähne zusammen, unterdrückte das übermächtig aufquellende Gefühl des haltlosen Schmerzes, der Tränen, die sein Auge schon feuchteten, und sagte:

„Kommen Sie, Hedi, wir wollen in den Zimmern des Fräuleins nachsehen, ob vielleicht irgend etwas da ist ... ob wir vielleicht einen Anhaltspunkt finden ... kommen Sie! ...“

Das elektrische Licht flammte auf in dem hübschen Biedermeiersalon, in der kleinen Tee- und Plauderstube und im Boudoir der Schauspielerin. Der Graf sah, was seinem vornehmen Wesen sehr entgegen war, auf allen Schalen und in jeder Mappe nach, die seinem Suchen offen standen. Irgendein Behältnis, am Ende gar den Schreibtisch zu öffnen, das ließ sein Takt nicht zu ... Er fand nichts, war auch im Innersten überzeugt, daß er nichts finden würde.

Und doch ließ etwas nicht ab von ihm, ein Gefühl, so vage, so ohne jede greifbare Form, daß er ihm nicht Gehör schenken wollte! Das ihn doch ankroch und immer wieder nach ihm züngelte. Bis er, ohne es eigentlich zu wollen, ihm Worte lieh.

„Sagen Sie, Hedi ... hat ... hat das gnädige Fräulein ... hat sie in letzter Zeit Besuche empfangen?“

Das Mädchen verstand ihn sofort.

„Herrenbesuche meinen Herr Graf?“

„Ja,“ er stöberte, sich abwendend, noch einmal die chinesische Porzellanvase durch, die auf der Rosenholzplatte des Ziertischchens neben dem Ruhebett stand.

„Nein, Herr Graf,“ des Mädchens Stimme war fest und sicher, „Fräulein Sebraczety hat, solange wie ich bei ihr bin, nie Herrenbesuche empfangen ... außer, wenn Herr Graf selber kamen.“

„Auch nicht von den Herren vom Theater?“

„Nein, nie, gekommen sind ja öfter mal welche, aber gnädiges Fräulein hat nie einen empfangen ... bloß den kleinen Sodrowsky ... na, und der ...“ die Blonde lachte leise, „der ist ja erst zwölf Jahre alt!“

Der Graf lächelte ebenfalls und er seufzte ein wenig, wie, wenn man eine Herzenslast, ein banges Empfinden endgültig von sich tut. Aber er

mußte doch eine Erklärung für seine Frage geben.

„Manchmal drängen sich solche ... solche verbrecherischen Elemente gerade an vornehme und edle Menschen heran. Und Fräulein Sebraczety ist doch so eine ... so gutwillige und arglose Natur ...“

Das Mädchen nickte eifrig.

„Ja, ja, Herr Graf! So ist sie ... viel zu gut! ... Da kann kommen, wer will, sie gibt jedem, ich habe so oft schon gesagt: „Gnädiges Fräulein,“ hab’ ich gesagt, „gnädiges Fräulein sind zu gut! Das danken Ihnen die Leute doch nicht!“ ... Wenn so arme Schauspieler kommen, nicht wahr, oder auch Briefe ... Aber sie gibt doch immer wieder. „Solange ich noch habe,“ sagt Fräulein, „soll keiner fortgehen, der mich vielleicht beneidet, da schmeckt mir kein Happen, kein Bissen Brot,“ sagte sie.“

Dem Grafen klang des Mädchens Stimme, wie aus der Ferne, ans Ohr. Er hörte, er verstand, er freute sich über das Gute, was die Dienende von ihrer Herrin sprach, aber sein Geist suchte Ilona, war längst fort von hier, aus der Wohnung und wollte hurtig auf den verborgenen Spuren der Geliebten weiter ...

So empfahl er dem Mädchen, ehe er nicht wieder hier gewesen sei und ihr mehr Weisungen erteilt habe, ganz zu schweigen. Wenn das Fräulein morgen früh noch nicht da wäre, so sollte sie, wo es nötig wäre, sagen: Fräulein Sebraczety wäre verreist. Er selbst käme morgen wieder her. Irgendwie auftauchende und verdächtige Besucher solle sie gescheit nach Namen und Zweck ihres Kommens fragen und sich deren Äußeres genau ansehen und merken.

Die Zofe versprach alles und bat zum Schluß noch, während ihre hellen Augen aus einem Tränennebel leuchteten, der Herr Graf möchte doch, sobald er irgend etwas von ihrem Fräulein erführe, sie antelephonieren. Das versprach Graf Zeinfeld, der die Sorge des Mädchens wohl erkannte, und ging ...

Unten auf der Straße, wo sein Auto wartete, wußte er dem Fahrer keine Adresse anzugeben. Etwa zu ihm nach Haus? – Nein, um keinen Preis! Er würde ja keine Ruhe haben! Würde doch sofort wieder hinabeilen auf die nachtdunkle Straße, um weiter planlos umherzuwandern und sich umsonst seinen Kopf zu zerwühlen nach dieses Rätsels Lösung.

Und ohne eigentlich die Absicht zu haben, die Worte auszusprechen, rein aus dem Reflex der Frage des blonden Mädchens da oben in der Wohnung seiner Liebsten, sagte der Graf:

„Fahren Sie mich zum nächsten Polizeirevier, Chauffeur!“

Das war nur eine kurze Strecke. Dann stieg der Graf eine enge Seitentreppe in einem großen Miethause zum Revierbureau hinauf.

Der Schutzmann, der hinter der Barriere saß, fragte unwirsch:

„Was is denn?“

Als ihm Graf Zeinfeld mit der Bitte, den Reviervorstand sprechen zu dürfen, seine Karte gab, wurde er höflich. Das ärgerte den Aristokraten, dessen starkes Gerechtigkeitsgefühl unter dieser Bevorzugung litt, die doch nur seinem Adel und dem guten Rock galt, den er trug.

„Der Herr Leutnant lassen bitten!“

Zeinfeld trat in das kahle Amtszimmer, da stand ihm ein Mann gegenüber, so groß und breitschultrig, daß er gar nicht in den engen Raum paßte, in der hübschen, blauen Uniform der Polizeioffiziere, mit dem Einglas, dem flotten, weißblonden Reiterschnurrbart und dem roten, weißzählig lachenden Munde seines ehemaligen Kameraden bei den Pasewalker Kürassieren: v. Plessow.

„Zeinfeld! Mensch! Was wollen Sie denn hier?“

Der blonde Hüne war ganz offenbar ein bißchen verlegen. Er wollte durch seinen burschikosen Gruß über die tiefe Kluft hinweg, die jetzt sich zwischen den ehemaligen Regimentskameraden aufgetan hatte.

Der Graf hatte dazu nicht einmal ein lautes Wort nötig. Er freute sich einfach, den anderen wiederzufinden, und er sagte:

„Was Lieberes hätte mir nicht geschehen können, und wie gut's das Schicksal mit mir meint, sehen Sie daraus, daß ich Sie in dem Augenblick finde, lieber Plessow, wo ich den Rat eines verschwiegene Freundes so dringend brauche.“

„Mit ihnen meint's das Schicksal überhaupt gut,“ lachte Herr v. Plessow, „aber was Sie jetzt hierher führt ... aufs Polizeirevier ... Sie haben doch nicht etwa irgendwo den Einbrecher aus Passion gespielt, Verehrtester?“

Der Graf lächelte kaum, ihm war so gar nicht scherzhaft zumute. Während er die Zigarette nahm, die jener ihm anbot mit den Worten: „Sie ist zu rauchen! ... Das ist das einzige was ich mir aus meiner goldenen Zeit herübergerettet habe“, überlegte der Graf noch einmal, ob der da vor ihm saß, auch der geeignete Mann sei, ihn so tief hinabsehen zu lassen in sein eigenstes, geheimstes Fühlen ... doch jener war Beamter und Offizier. Ein bißchen laut im Wesen und vielleicht nicht so sicher in seinem Taktgefühl, wie Graf Zeinfeld es sich gerade jetzt gewünscht

hätte, aber doch ein Gentleman und bei mancher Charakterschwäche, die ihn wohl gezwungen hatte, den weißen Rock mit den gelben Klappen ausziehen, ein braver Mensch.

Der andere mochte etwas von den schon überwundenen Bedenken des einstigen Kameraden ahnen, er sagte, auch da heiteren Tones:

„Mir scheint, es ist Ihnen wieder leid geworden, Verehrtester, daß Sie hier bei mir auspacken wollten, genieren Sie sich ja nicht! ... Wir plaudern 'n bißchen und dann geh'n Sie wieder, 'n armer Polizeileutnant freut sich immer, mal wieder über die Hürde in den alten Stall zu gucken! Sind Sie denn noch bei, bei der Waffe?“

Der Graf verneinte. Er wollte sich der Bewirtschaftung seiner väterlichen Güter widmen.

„Wieso? Ist der alte Herr nicht mehr auf dem Posten?“

„Mein Vater ist August vorigen Jahres plötzlich gestorben.“

„Kondoliere. Pardon, daß ich da so 'reingegriffen habe in 'ne frische Wunde ... Aber weg müssen wir ja alle mal ... ja ... und schließlich, so wertvoll ist ja die Jeschichte auch ja nicht! ...“ „Sie waren nicht immer der Ansicht, lieber Plessow, und – seien Sie mir nicht böse – Sie meinen das heute auch gar nicht so ... übrigens, was hat Sie denn gerade zu der Polizeikarriere hingezogen?“

Der andere zuckte lachend die Achseln.

„Gezogen? ... gezogen ist gut ... was sollt' ich denn machen als abgegangener Jardiste? Mußte ja froh sein, daß ich anständig unterkommen konnte ...“

„Sie sind, soviel ich mich erinnere, guter Pferdekennner, haben sich mit Zucht beschäftigt, ich habe doch in den Sportblättern öfters Ihren Namen über guten Arbeiten gelesen. Haben Sie nicht Lust, da etwas zu unternehmen?“

Herr v. Plessow lachte wieder, diesmal recht von innen heraus.

„Lust? Ach, Lust hätt' ich schon dazu, bloß das Gut fehlt, die Gelegenheit.“

„Die würde sich eventuell bei mir finden. Ich suche einen Fachmann für meine beiden Gestüte. Mein Direktor wird alt und wartet bloß, daß ich Ersatz schaffe.“

Jetzt lachte der ehemalige Kürassier nicht mehr. Er sah den anderen mit seinen großen, hellblauen Augen verwundert, ja befremdet an.

„Das würden Sie für mich tun? Ja, sagen Sie mal, Mensch! Zeinfeld! Gibt's denn so was überhaupt noch? Es sind also nicht alle Menschen

Schweinehunde, die 'n alten Kameraden nich mehr angucken, bloß weil er wegen diesem dreckigen Mammon um die Ecke jejangen is, die auf de andere Seite von der Straße gehen, wenn man anrückt in Blau und Silber? Ich war schon nahe daran, Anarchist zu werden und 'n paar Bomben zwischen die ganze hochnäsige Gesellschaft zu schmeißen!“ Er lachte laut. „Nee, Spaß beiseite, lieber Zeinfeld, is das wirklich mehr, wie so'ne schöne Redensart?“

„In solchen Dingen, die das Leben und die Zukunft eines Mitmenschen betreffen, da mach' ich keine Redensarten. Sie können den Posten jederzeit bei mir antreten. Über die Bedingungen verständigen wir uns sicherlich!“

Graf Zeinfeld war auch kein Schwächling. Aber der Händedruck, den er empfing, verriet in seiner Stärke zuviel von dem dankbaren Herzen des Reitersmannes.

„Nu sagen Sie aber mal, Verehrtester, Sie sind doch nicht bloß hergekommen, um mir 'n Wirkungskreis bei meinen geliebten Gäulen zu verschaffen?“

Nein, Zeinfeld erzählte, was ihm und seiner Liebsten geschehen sei.

Der andere trommelte leise mit der Linken auf die wachstuchbespannte Tischplatte.

Das vom grünen Glas gedämpfte Gaslicht ließ seine starken, gesunden Züge plötzlich in einer neuen und spannungsvollen Beleuchtung sehen. Er nagte an seinem prachtvollen, blonden Schnauzer, er zog Nase und Stirn kraus und stieß, wie ein ungeduldiges Roß, die Luft durch die Nasenflügel; bis er schließlich sagte:

„Das ist eine ganz vertrackte Geschichte! Sie kommen hierher, schenken mir 'n Rittergut oder so was Ähnliches, und zum Dank dafür kann ich Ihnen überhaupt nicht helfen! Ich könnte ja, aber das wär' das Allerfaulste für Sie! Ich kann sämtliche Wachen antelephonieren, kann depeschieren lassen, in Berlin, nach den Vororten, überallhin, aber was haben Sie davon? Die Jeschichte kommt sofort in die Blätter und der Skandal is fertig! Sagen Sie mal lieber, alter Kamerad –“

Der Blonde nahm des Schwarzhaarigen Hände in die seinen und sah ihm treu in die Augen.

„Wir waren doch mal gute Freunde und daß Sie mich nicht für weniger ansehen als früher, das hab' ich eben erfahren, ja, also, darf ich mal so tun, wie wenn wir noch in Pasewalk die Kerls in der Manege umherjagten?“

„Aber ja, ich bitte sehr darum, lieber Plessow!“

„Na,“ der Riese räusperte sich und setzte, wie wenn er über eine hohe Hürde wollte, zum Reden an, ehe er loskam: „Sind Sie ganz sicher, lieber Jraf, daß die Dame, für die Sie ja offenbar alles mögliche übrig haben ... sind Sie ganz sicher? ...“

Zeinfeld legte dem Polizeileutnant seine schlanke Rechte, die er ihm eben entzogen hatte, auf den Arm:

„Ja, Plessow, ich bin sicher! Ich weiß alles, was Sie sagen wollen! Aber die, die ich liebe, ist nicht allein das schönste Weib, nein, sie ist auch der beste, der edelste Mensch, den ich noch gefunden habe. Der Begriff der Untreue ist für Ilona Sebraczety nicht vorhanden, sie würde selbst daran zugrunde gehen ...“

„Na,“ meinte der Blonde, „wenn die Sache so steht, dann ... dann kann ich Ihnen erst recht nicht helfen. Oder, halten Sie mal, mir fällt da was ein. Ich kenne einen von den Kommissaren auf dem Alexanderplatz. Dr. Splittericht heißt er. Ein ganz merkwürdiger Kerl und viel zu schade zum Polizisten, an den werd' ich Sie empfehlen!“

„Kann ich den Herrn heute noch aufsuchen?“

„Ich werd' mal gleich anfragen lassen!“

Der Leutnant verließ das Bureau. Aber schon durch die offene Tür hörte Graf Zeinfeld aus dem Gespräch des wachthabenden Telephonisten, daß der Kriminalkommissar nicht im Präsidium, sondern dienstlich abwesend sei.

„Was tue ich nun?“

Graf Zeinfeld schien ganz verzweifelt.

„Bleiben Sie hier, Liebster! In einer Stunde ist mein Dienst zu Ende, und dann leist' ich Ihnen irgendwo beim Glase Wein Gesellschaft ...“

So kam's. Der helle Morgen sah, wie sich die einstigen Kameraden und guten Freunde trennten.

IV.

Die kleine blonde Hedwig war, kaum daß Graf Zeinfeld die Wohnung verlassen hatte, von einem Furchtgefühl überfallen worden, das sie in der Wohnung hin und her jagte. Sie hatte alle Flammen der elektrischen Beleuchtung angedreht, kein Raum, der nicht im hellsten Licht strahlte.

Aber das konnte des Mädchens Angst nicht bannen. Sie wußte gar nicht, wovor sie sich eigentlich fürchtete. Die tolle Geschichte, die der Herr Graf da erzählt hatte von ihrem Fräulein, verwirrte ihre Gedanken. Das war ja wie in dem letzten Roman, den ihr die Emilie, eine Treppe tiefer bei Geheimrat Schröder, geborgt hatte ... Da entführte auch ein feiner Herr eine Dame und die war obendrein noch verheiratet und ihr Mann war verreist. Aber der Mensch ... Bankdirektor war er, ja, Bankdirektor! Der tat bloß so, und wie sie ihren Koffer packte, sie hatte solche goldblonden Haare, da schlug er ihr mit 'n Briefbeschwerer, der war in ein seidenes Tuch eingewickelt, da schlug er ihr mit auf 'n Hinterkopf, daß sie gleich tot umfiel, und dann hat er obendrein das Haus angesteckt, einfach scheußlich!

Es war ja bloß 'n Roman, aber immerhin, daß so was vorkommen konnte, das sah man doch jetzt wieder bei ihrem Fräulein!

Und da sollte sie in der großen Wohnung ganz mutterseelenallein bleiben und womöglich hier schlafen? Wo jeden Augenblick einer einbrechen konnte und sie überfallen! Nein, das hielt sie nicht aus! Um keinen Preis der Welt blieb sie die Nacht hier! Wo? Ach, das war doch ganz einfach, sie klopfte die Emilie 'raus, ihre Freundin, und schlief bei der.

Und kaum war ihr kleiner, blonder, einfältiger Kopf soweit gekommen, da war sie auch schon in der Küche und wollte die Hintertreppe hinab zu der Freundin.

Sie klinkte die Eingangstür auf, da fiel ihr ein, daß sie doch wenigstens das Licht ausdrehen müsse. Aber sie wagte lange nicht, wieder zurückzugehen in die Zimmer. Und sie hätte den Hauptschalter abgestellt, wenn dieser nur nicht im Vorderkorridor gewesen wäre. So schlich sie zitternd und zagend zurück und, sobald sie an einer der weißen Schaltdosen den Knopf gedreht hatte und das Licht erlosch,

war's, als schwebte schon das Beil des unbekannten Mörders über ihrem Haupte. Als sie wieder in der Küche war, hatte sie im Vorderkorridor doch vergessen, das Licht zu löschen. Aber nicht um die Welt wäre sie noch einmal zurückgegangen! Nur, wie sie abermals die Wohnung verlassen wollte, da fiel ihr ein: das Fräulein könnte ja doch noch kommen! Was dann, wenn sie jetzt kam und fand ihr Mädchen nicht vor? Vorhin, vor wenigen Minuten hätte ihr Pflichtgefühl Hedwig vielleicht doch noch zurückgehalten; jetzt war sie so ohne Überlegung, so gehetzt von ihrer törichten Angst, daß sie an nichts und an niemand mehr denken wollte; einzig ihr Leben, das doch nur die eigene Phantasie bedrohte, schien ihr wichtig! Mit klappernden Schuhen rannte sie die hölzerne Treppe hinab und klopfte so laut und rücksichtslos an Emiliens Küchentür, daß diese mit bloßen Füßen, im Nachthemd aus dem Bette sprang und zur Tür stürzte.

„Emilie! Emilie! mach' doch auf!“

„Wer is denn da, Hedi du?“

Die Sicherheitskette rasselte und die Tür flog auf.

Die Blonde von oben fiel der anderen in ihrem Schreck, in ihrer Aufregung schluchzend in die Arme ... Dann, wie sie sich in Emiliens Kammer in der schmalen Eisenbettstelle eng aneinanderkuschelten, da kam die Erzählung ...

„Ach!“ flüsterte die Schlanke, Schwarzhaarige von Geheimrats, ihren Zopf übers Kopfkissen zurückwerfend, „das is ja wundervoll gruselig! Erzähle doch alles! alles! ja alles! ...“

Und die kleine Hedi gab weit mehr. „Alles“ war ja bis jetzt eigentlich noch nicht viel! Freilich, wenn sie oben in der Wohnung geblieben wäre ... ihre nach dem Gruseligen lüsterne Freundin hätte dann noch mehr, noch weit interessantere Dinge zu hören bekommen ...

Eben jetzt hielt vorm Portal des Hauses ein Auto. Eine Dame stieg aus. Im Schein der hellen Laterne des Kraftwagens funkelte die Goldspitze ihres Theaterumhanges und leuchteten für einen Augenblick die hellen Blumen auf ihrem modernen Hütchen.

Sie ging schnell in den Hauseingang und schloß, während das Auto wartete, das Tor auf.

Sie knipste das Licht im Hausflur an und sah sich einen Augenblick in den in die Marmorwand eingelassenen Spiegeln. Dann benutzte sie den Fahrstuhl, der sie mit leisem Brummen in die zweite Etage

hinaufbrachte; dort stand sie, die auch die Nachtbeleuchtung in Gang brachte, für Augenblicke, wie in tiefem Nachdenken, vor der Entreetür.

Sie hatte die Hand schon am Klingelknopf, doch sanken die hellen Finger im lichten Spitzenhandschuh weiter herab, suchten im Täschchen und fanden den Drückerschlüssel.

Schnell trat sie in den Korridor, hinter ihr verlosch die Treppenbeleuchtung.

Sie selbst, Ilona Sebraczety, stand tiefatmend im Licht der Entreelampe. Sie trat vor denselben Pfeilerspiegel, in dem vor einer Stunde Graf Zeinfeld sein versorgtes Gesicht betrachtet hatte, und sah lange hinein.

Und das Antlitz, das aus dem silbrigen Grund tauchte, hatte nichts von seiner Schönheit eingebüßt, nur schien es, als sei nicht mehr das Leben darin, das diese süßen Züge sonst durchleuchtete; es war, als spräche nur die Erinnerung des eigenen Seins, ein vergangenes und halbvergessenes Dasein aus den tiefen Augensternen, die, wie die Himmelslichter in einer Wolkennacht, trüb und verschleiert glühten ...

Und wie sie so stand, die eine Hand auf der Spiegelkonsole, die andere schlaff an der rechten Hüfte hängend, da glitt ein Lächeln, eine grausam gequälte Lustigkeit über das holde Gesicht und mit von einem Schmerz, einer Bitterkeit ohnegleichen verzerrten Lippen murmelte sie:

„Madame Sirrah ... Madame Sirrah ...“

Dann ging sie, wie eine Puppe, die man aufgezogen hat, in ihr Boudoir und blieb vor ihrem Schreibtisch stehen. Dort stand eine große Photographie des Grafen Zeinfeld im silbernen Rahmen.

Sie sah das Bild an und zitterte. Ihr Gesicht schien weinen zu wollen, aber als ob ein furchtbares Verbot ihre Tränen hemmte, wandte sie sich halb zur Seite. Und halb abgewendet streckte sie den Arm aus und drehte das Bild im Silberrahmen so, daß der Mann sie mit seinen ernsten, vorwurfsvollen Augen nicht mehr ansehen konnte.

Dann suchte sie mit einem verlegenen Lächeln, wie jemand, der weiß, daß seine Entschuldigungen nicht stichhaltig sind, im Täschchen, fand den Schreibtischschlüssel, schloß rasch auf und kramte in ihren Briefschaften. Es waren viel Briefe, auch Bilder und sonstige Papiere, die sie in eine Mappe aus rotem Maroquin sammelte, und sie sah sorgfältig nach, ob auch nichts von dem vergessen wäre, was sie mitnehmen sollte.

Dabei stieß sie ein goldenes Zigarettenetui vom Tisch herunter. Sie wollte es vom Teppich aufheben und sank auf die Knie; und anstatt nach dem goldenen Schmuckstück zu greifen, barg sie ihren lieblichen Mädchenkopf in die Hände und sank tiefer, bis fast ihre Haare den Teppich berührten. So lag sie lange; ihre schönen Schultern zuckten, durch den weichen Leib ging es wie Krampf und Schauer.

Und als sie sich aufrichtete, waren ihre Augenhöhlen, die Stirn dunkelrot und auf den zusammengekniffenen Lippen stand ein Blutstropfen.

Auf dem Ankleidetisch stand ihre in schwerem Silberbarock getriebene Schmuckschatulle ... Kaum ein Stück unter all den Ringen, Armbändern und Kolliers, das nicht Zeinfeld ihr gegeben hätte.

Dahin schob sich die Schauspielerin, als dränge sie jemand, dem all ihr Wollen nicht zu widerstreben vermöchte ... Sie wollte dies Gold, diese Edelsteine und Perlen nicht nehmen! Ihre Hände waren so voll Scham, solch eine tiefe, vorgefühlte Reue hemmte ihre Bewegung, und so viel Trauer um ihr verlorenes Selbst stand in dem schönen Angesicht. Und doch gab es kein „Nein“ ... Jenes Fremde, das über ihr schwebte, sie mit todesdunklen Fittichen umschattete, gab ihr den Befehl, sich selbst zu berauben, verlieh ihr den Mut und Kraft, den letzten Verrat an dem zu begehen, von dem ihr Herz gerissen war und dessen geliebtes Bild sie mit Gewalt aus ihrer Seele reißen mußte ...

Ilona Sebraczety schlief nicht, sie glitt nicht traumwandelnd durch die Räume, in denen sie so selig, überselig gelebt und den liebsten Mann geliebt hatte – sie war wach, sie sah, hörte und fühlte alles! Sie war sich auch ihrer Schmach bewußt, ihrer tiefen Niedrigkeit, die sie von neuem an einen Verworfenen kettete; an einen, den sie verabscheute und der doch nur mit seinen Mörderaugen winken brauchte, damit sie ihm, wie die letzte Sklavin, gehorchte ...

Und so verließ sie, die Schmuckschatulle unter dem einen, die Briefmappe unter dem anderen Arm, schleichend, wie eine Diebin, die Wohnung. Ganz leise drückte sie die Entreetür ins Schloß und wagte nicht, die Treppe zu beleuchten.

Sie war bebend vor Grauen draußen auf der Straße. Die Tür des Autos wurde von innen geöffnet.

„Du warst lange, beeil’ dich beim nächsten Mal mehr, hörst du?“ klang eine finstere Stimme heraus.

Und Ilona, die doch nur zurücktreten, nur zu dem Chauffeur hätte sagen brauchen: „Helfen Sie mir! Schützen Sie mich vor diesem

Schurken!“ – Ilona Sebraczety wagte kein Wort zu erwidern. Sie stieg ein. Das Auto rollte davon.

V.

Der Kriminalkommissar Dr. Splittericht war von der Mordstelle in der Mariendorfer Straße gekommen, aus dem großen Proletarierhause, das der Rentiere Meyer gehört hatte, ehe man sie eines Tages erwürgt, auf mysteriöse Weise mit einer blauen Seidenschnur erdrosselt und in ihrem Bette versteckt, aufgefunden hatte ... „Dieser Mörder muß ein Mensch von seltsamem Ordnungssinn oder noch seltener Schlauheit sein,“ sagte der Kommissar zu seinem bewährten Helfer, dem Kriminalschutzmann Braun, „ich habe nie in meinem Leben ein so sauber aufgeräumtes Mordzimmer gefunden. Freilich, bei dieser leisen, unheimlich geräuschlosen ... na, ich hätte beinah’ gesagt: Hinrichtungsart! Ich kann mir nicht anders denken, als: der Kerl hat die Frau im Schlaf erdrosselt. Das setzt nun allerdings eine recht genaue Bekanntschaft seitens der Meyer mit ihm voraus?“

Der Kommissar sah seinen Beamten dabei fragend an und dieser meinte in seiner bedächtigen Art:

„Tja, was ich da so jehört habe, Herr Kommissar. Danach muß ja die olle Dame noch ’n recht liebevolles Herz jehabt haben. Die Kinder auf der Straße erzählen’s, daß alle Naselang ’n anderer bei ihr jewesen ist ... Einen haben wir ja auch festgenommen ...“

Dr. Splittericht – dessen kleine, magere Figur seine Kraft und Zähigkeit kaum ahnen ließ, während der Kriminalschutzmann mit seiner Kürassiergestalt auf den ersten Blick die gewaltige Körperstärke, den vor nichts zurückschreckenden Mut zeigte, die er tatsächlich besaß – Dr. Splittericht schüttelte ablehnend den eckigen Kopf. Er hatte nicht viel übrig für diese Kriminalpraxis, die nach dem Erstbesten langte, der sich als zum Ermordeten in irgendeiner Beziehung stehend erwies. Und den Gerbereigehilfen, den man da verhaftet hatte, weil andere bei ihm so dunkelbraune Lederhandschuhe gesehen haben wollten, wie man nachher einen bei der Ermordeten fand – na, er hielt den jungen Menschen nicht absolut für unschuldig; in irgendeinem näheren Verhältnis zu der ermordeten Hausbesitzerin hatte er zweifellos auch gestanden ... Er hätte das nur nicht auf so eine blödsinnige Weise ableugnen sollen, dann wäre ihm sicher nichts geschehen ... so ... er arbeitete nicht ... hatte viel Geld ausgegeben, dessen Herkunft er nicht nachweisen konnte, in den acht

Tagen, die seit dem Morgen verflossen waren, als man die Tote auffand ...

„Bringen Sie mir doch den Franz Kruschat nochmal her, lieber Braun, ich will ihn nochmal abhören!“

Der Schutzmann, der, bei seinem gewaltigen Körper doppelt verwunderlich, auffallend leise ging, war längst hinaus, als Dr. Splittericht, noch immer die Arme auf die Pultplatte und die sehnigen Hände ineinandergelegt, starr vor sich hinsah.

Der Kommissar, der die verschiedensten Studien betrieb und sein Vermögen auf Reisen um die ganze Erde ausgegeben hatte, ehe er, dem leidenschaftlichen Hang für die dunklen Wirrnisse des Menschenlebens folgend, zur Kriminalpolizei ging, hatte, wie er selbst meinte, in Indien diese seltsame Art zu denken begriffen und angenommen.

Er verlor alsdann vollkommen den Begriff seiner selbst und es war ihm, als sei seine Seele wirklich imstande, ihr Gehäuse von Fleisch und Bein zu verlassen und sich frei und leicht dorthin zu begeben, wo sein Scharfsinn, sein kriminalistischer Instinkt neue Spuren suchte.

So befand er sich jetzt in der Wohnung der ermordeten Rentiere. Die Fenstervorhänge aus grünem Stoff waren herabgelassen. Eine schwere Dämmerung, wie Nebel fast, lag in dem Raum und ein Mensch hantierte darin. Jetzt beugte er sich – das sah der Kommissar in seinem wachen Traumzustand ganz deutlich – zu einem auf dem Teppich liegenden, großen Gegenstande ... Ah, es war die Rentiere! ... ja, wie der Mörder sie, den Oberkörper umfassend, aufhob, da schlenkerten die fetten Arme der Toten, die nur einen losen Morgenrock anhatte, zu beiden Seiten ... Er trug sie mit äußerster Kraftanstrengung zur Portiere hin, verschwand da hindurch, und die im Wachtraum wandelnde Seele des Kommissars folgte ihm eilig ... Da, er legte sie auf den Vorleger, machte das Bett mit ein paar raschen und geschickten Griffen auf, hob sie, die Tote, jetzt, wie es schien, ohne alle Mühe hinein und deckte das Bett ebenso rasch und mit derselben Geschicklichkeit wieder zu ... Ja, so merkwürdig gut gelang ihm das, daß man nachher, wie er vom Bett zurücktrat und sein Werk prüfend überschaute, auch nicht die Spur davon merkte, daß jemand im Bette lag.

Nun machte sich der Mensch ans Rauben. Die recht beträchtlichen Mieteingänge mußten hier zu finden sein. Denn die Meyer hatte die gefährliche Gewohnheit, die in den Tagen vom 1. bis zum 3. jedes Monats allmählich eingehenden Beträge erst am 4. oder 5. auf die Bank zu tragen. Das war ziemlich bekannt im Hause – ein Wunder, daß nicht

schon früher ein solcher Galgenvogel auf die Idee verfallen war, das goldene Nest auszunehmen – und der Mörder hatte darauf wohl seinen Plan aufgebaut. Der Kommissar sah ihn mit behutsamen Schritten, wirklich wie eine der großen, gestreiften Katzen in Indiens Dschungeln, durch die Wohnung schleichen und wunderte sich nicht, daß er in einer mit Kretonstoff überzogenen Kiste, die gleichzeitig als Sitzgelegenheit diente, im Schlafzimmer, schließlich den großen Leinwandbeutel, voll von hartem Geld und Scheinen, fand.

Der Kommissar stand dabei dicht hinter dem Verbrecher; er hätte, wie jener sich nun umwandte, eigentlich sein Gesicht sehen müssen ... Aber hier, wo keinerlei Anhaltspunkte vorlagen, versagte naturgemäß auch die gesteigertste Vorstellungskraft. Der Kopf des Mannes war wie mit dunklen Schleiern umhüllt ...

Da klingelte es ... So lebhaft arbeitete die spürende Phantasie des im totenstillen Amtszimmer mit auf der Pultplatte verschränkten Armen vor sich hinstarrenden Kommissars, daß er ein wenig zusammenzuckte bei diesem eingebildeten Klingelton ...

Der Verbrecher stutzte. Aber er schien kaum zu erschrecken. Er ging, jetzt mit festem, hörbarem Tritt durch das Wohnzimmer auf den Korridor hinaus und in die Küche.

Dort hatte es an der auf die Hintertreppe führenden Tür geklingelt.

„Was ist denn? Was wünschen Sie?“ fragte der Mörder mit einer Stimme, deren Akzent und Klang dem Kommissar dunkelgefärbt und ausländisch erschienen.

Aber ihm, der unkörperlich hinter dem Finsteren stand, war es auch möglich, durch Riegel und Schloß zu dringen. Er sah nun plötzlich zwei Frauen und einen Mann, der eine Milchkanne trug, auf dem Treppenpodest stehen; und der Mann mit der Blechkanne, der antwortete dem da drinnen:

„Wir wollten bloß mal hören, was Frau Meyer macht. Sie muß doch Milch haben! ...“

Und die eine Frau sagte:

„Ja, und ich bin die Aufwärterin ... ich muß 'rein!“

Nach einer kleinen Pause hörte der Kommissar, der, vom Geist getrieben, wieder neben dem mörderischen Eindringling stand, wie dieser antwortete; mit freundlicher, ja ein wenig lachender Stimme, als wollte er ein nettes, lustiges Geheimnis nur halb verraten.

„Lassen Sie nur! Frau Meyer ist ganz wohl. Sie will aber jetzt nicht gestört sein. Kommen Sie, bitte, um zwölf Uhr wieder!“

Der Mann draußen lachte. Und der Kommissar, dessen Seele hinflieg, noch ehe das breite, häßliche Lachen verklungen war, sah und hörte die drei grinsen und tuscheln ... Die laxen Moral der Ermordeten, ihre für eine Fünfingerin doppelt anstößige Lebensform rettete jetzt ihren Mörder, dem die drei auf der Treppe gern glaubten, die Witwe habe ihn an die Tür geschickt.

Die beiden Frauen und der Milchmann stiegen, ihre Witze reißend, die Treppe hinab, und des Kommissars hellseherischer Geist sah gleichzeitig den Mörder zurückgehen über den Korridor, durch das Wohnzimmer, wo er die Frau erwürgt hatte. Hier blieb er stehen, legte den Geldbeutel in eine kleine Handtasche und ...

Das Dämmerbewußtsein des Kommissars riß wie ein Flortuch mitten voneinander.

Die Tür ging. Braun trat ein.

„Herr Kommissar, der Kruschat kommt gleich.“

Dr. Splittericht nickte.

„Sie waren doch da, Braun, wie die Meyer gefunden wurde?“

„Jawohl, Herr Kommissar, ich hatte zufällig auf Revierwache 32 zu tun gehabt und ging mit, mit dem Schutzmann Heinz, weil mir schon so was ahnte ...“

„Erzählen Sie doch noch einmal, wie war das?“

„Ja, also die Leute waren darauf aufmerksam geworden, weil die Frau Meyer doch gar nicht mehr zu sehen war ... die letzten acht Tage ... und an der Tür hing ein Zettel: „Ich bin verreist.“ Na, und die Portierfrau, die Frau Kruschke, die erinnerte sich nu, daß sie damals, wo sie doch früh mit dem Milchmann und der Reinmachefrau vor der Tür standen, da hatte doch einer gesagt, von drin: sie sollten man wieder gehen, Frau Meyer wollte noch nicht gestört sein ... ja, und daran erinnerte sich die Frau nu wieder, und die Kruschke meinte: das hat die Meyer auch gar nich geschrieben, das auf dem Zettel ... Und da kamen sie aufs Revier, die Kruschke und noch eine, und meldeten das.“

Dr. Splittericht nickte abermals.

„Ja, und da gingen Sie gleich hin nach der Mariendorfer Straße?“

„Jawohl, Herr Kommissar und ließen aufmachen durch'n Schlosser. Und gingen 'rein und suchten und suchten und wollten schon wieder gehen, weil alles so hübsch in Ordnung war und nichts Verdächtiges ...“

da seh' ich auf einmal unterm Tisch im Wohnzimmer den braunen Lederhandschuh. Daß der von 'ner Männerhand war, das sah ich gleich! Und da fingen wir nochmal an zu suchen und, wie wir wieder ins Schlafzimmer kamen, da sage ich: Hier riecht's so merkwürdig! ... das hatt' ich ja zuerst auch schon gemerkt, aber nu die dumpfige Luft und so lange nicht gelüftet ... und gehe ans Bett ... aha! und wie ich die Bettdecke wegziehe und das Oberbett, da liegt sie ... im Schlafrock und die blaue Seidenschnur um den Hals, festverknötet. Aber das war so geschickt gemacht, die Kopfkissen drüber, über der Leiche, und die Betten – wirklich, von außen war nichts zu sehen gewesen.“

Der Kommissar sah still vor sich hin. Sein Beamter, der die Gewohnheit des Vorgesetzten kannte, störte ihn durch keine Bewegung.

Und des kleinen Doktors Geist war tatsächlich wieder in der Wohnung der ermordeten Frau. Er sah das Bett, von dem der Beamte eben gesprochen hatte, so greifbar vor sich, daß er mit der Hand darüber hätte streichen mögen. Doch die Behausung war jetzt leer, der Mörder hatte den Schauplatz seiner Tat verlassen.

Die Tür öffnete sich abermals. Ein Schutzmann mit dem verhafteten Gerbereigehilfen trat ein.

Dr. Splittericht sah in das von Tränen verquollene Gesicht des Zwanzigjährigen, er sah den kindlichen und weichen Mund unter dem kleinen, braunen Schnurrbart und die flehenden Augen des jungen Menschen, die schwache Linie des Kinns und die fast zarten Wangen – da war nichts von der brutalen Heimtücke eines Meuchelmörders, kein harter und grausamer Zug; nicht einmal Trotz oder Verstocktheit las man aus diesen noch knabenhaften und leichtsinnigen Zügen.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, fragte der Kommissar den angstvoll blickenden jungen Menschen:

„Waren Sie am Tage vor dem 13. April, also einen Tag vor dem Morde bei der Getöteten in der Wohnung?“

Der Angeschuldigte zögerte.

„Also Sie waren da!“

Da nickte Franz Kruschat.

„Ja, Herr Kommissar ...“

„Kam da jemand und brachte Miete?“

Der junge Mann erschrak.

„Woher wissen Herr Kommissar denn das?“

„Ich weiß ...“

Franz Kruschat senkte den Kopf und nickte abermals.

„Wo hat Frau Meyer das Geld hingelegt?“

Der Junge fing an zu zittern, endlich sagte er fast weinend:

„Sie wollte es ins Zylinderbureau tun.“

„Und wo hat sie's hingelegt?“

Der Blonde antwortete nicht.

„Sie haben sie absichtlich davon abgehalten, mein Junge?!“

Der Beschuldigte nickte reuevoll, er weinte, die Tränen liefen ihm über die Backen.

Jetzt wurde der Kommissar böse.

„Na, Sie alter Esel, warum sagen Sie denn nicht, daß Sie das Geld, was die Meyer in ihrer Zärtlichkeit rasch aus der Hand gelegt hat, daß Sie das gestohlen haben ... Nachher, da haben Sie gemacht, daß Sie fort kamen, nicht wahr? ... Warum sagen Sie denn das nicht?“

„Aber es ist doch Diebstahl, Herr Kommissar!“ weinte der Junge.

„Und da lassen Sie sich lieber wegen Mordes einsperren!“

„Na, das mußte doch 'rauskommen, daß ich's nicht gewesen war ...“

Der Kommissar stieß langsam die Luft durch die Nase, was bei ihm eine kurze Heiterkeit bedeutete.

„Warum mußte es? ... Na, meinetwegen! Sie sind 'n Taps!“ Er wandte sich an seinen Gehilfen: „Ich werde nachher mit dem Chef reden und ich glaube, wir werden 'n wohl nachmittag entlassen können, den Kruschat ... Führen Sie den Mann ab, Braun!“

Das tat der Kriminalschutzmann, kam aber, kaum aus der Tür, allein wieder herein und meldete:

„Ich habe den Inhaftierten dem Kollegen Plummer zur Weiterbeförderung übergeben ... Herr Graf Hugo v. Zeinfeld wünscht den Herrn Kommissar zu sprechen.“

Gleich darauf standen sich der Aristokrat und der Doktor-Kommissar gegenüber.

VI.

Ich bin bereits durch Herrn v. Plessow orientiert,“ sagte der der Doktor-Kommissar und bat Zeinfeld, Platz zu nehmen.

Dieser suchte etwas nervös, wohin er seinen Zylinder stellen könnte, doch Dr. Splittericht nahm ihm den Hut mit einem „Gestatten Sie gütigst!“ aus der Hand und stellte ihn neben sich auf den Tisch. Dann winkte er Braun, der noch im Zimmer war, sich zu entfernen.

„Der Fall ist sehr eigentümlich.“ Er sprach absichtlich kühl und geschäftsmäßig, um dem anderen Gelegenheit zu geben, seine Befangenheit loszuwerden. „Ich bin überzeugt: unter dem Mannigfachen, was mir gerade in dieser Hinsicht über den Weg gelaufen ist, befindet sich nichts Ähnliches ... Denn darüber, verehrter Herr Graf, darüber müssen wir uns klar werden: absolut gegen den Willen der beteiligten Dame ist solche Entführung nicht durchzusetzen.“

Das klare graue Auge des Grafen senkte sich und über das rittermäßig geschnittene Angesicht zogen Schmerz und Unwillen. Der Kommissar sah, daß diese rätselhafte Begebenheit ihn bis ins Herz hinein traf.

„Was ich eben sagte, darf Sie nicht verletzen! Eine gewaltsame Entführung ist bei einer erwachsenen Person schwer möglich, besonders unter diesen Umständen. Selbst wenn die Dame den Menschen nicht erkannt hat, wie er ins Auto stieg, während der Fahrt muß sie ihn doch erkennen! Und dann macht sie sich entweder schon während der Fahrt bemerklich, schlägt eine Scheibe ein, schreit oder lärmt sonst irgendwie, oder aber sie wird sich doch bestimmt beim Aussteigen wehren. Und die Betäubung durch irgendein Narkotikum, die fällt ebenfalls als untunlich weg. Betäubungsmittel, die gegen den Willen des Objekts, ohne ihm Gewalt anzutun, wirksam sind, die gibt's nur in schlechten Kriminalgeschichten. Und nehmen wir selbst an, der Kerl hätte die Dame so auf diese Art betäubt, so müßte das doch der Chauffeur bemerkt haben – ein Droschkenchauffeur! Derselbe, mit dem Sie vorher gefahren sind, den Sie beim Aus- und Einsteigen mehrfach gesehen haben und den Sie zweifellos wiedererkennen ... das ist sehr unwahrscheinlich! ... Der Chauffeur könnte das Fräulein entführt haben, gewiß, möglich ist alles! Aber das wird sich, wie ich hoffe, sehr bald nachprüfen lassen ... und ...

und glauben tu ich daran auch nicht ... Nein, hier muß eine ganz besondere und geheimnisvolle Verknüpfung von Umständen wirksam sein ... Wahrscheinlich eine aus früherer Zeit herrührende Bekanntschaft mit dem Entführer selbst ...“

Dem bei diesen Worten entrüstet auffahrenden Grafen legte der Kommissar begütigend die Hand auf den Arm:

„Ich bitte Sie, meine Worte rein als das zu betrachten, was sie sind, nämlich Vermutungen ... Wir Kriminalisten sind doch gewissermaßen Ärzte, die irgendeinem in seinem Regellaß gestörten, durch Verbrecherhand zerrissenen Lebensvorgang nachspüren, ihn aufklären und eventuell wieder richtigstellen sollen – da ist jede falsche Scham, jede allzu große Rücksichtnahme vom Übel ... Wenn ich nicht frei heraus sagen darf, was ich denke, so kann ich Ihnen auch nicht helfen. Im Gegenteil: Sie, Herr Graf, müssen mir durch eine uneingeschränkte Offenheit behilflich sein! Ihr Fall liegt so, daß meine Mühe nur dann Erfolg haben wird, wenn Sie selbst mir alles sagen, was Ihnen über das Vorleben von Fräulein Ilona Sebraczety bekannt ist ... Zuvor aber“ – er drückte auf den Knopf des elektrischen Klingelapparates – „will ich mir Gewißheit zu verschaffen suchen über die Person des Autoführers, der Sie und die Dame gefahren hat ... Wo, wenn ich fragen darf, haben Sie gestern abend die Taxe gemietet?“

„Auf dem Viktoria-Luise-Platz ... ich kam dort aus einer Weinstube.“

„War es ein Elektromobil oder ein Benzinwagen?“

Der Kriminalschutzmann Braun trat wieder ins Zimmer.

„Herr Kommissar?“

Dr. Splitterricht nickte: „Einen Augenblick!“

„Es war eine Benzindroschke,“ sagte der Graf, „und der Chauffeur war ein Holsteiner ... ich erkannte ihn am Dialekt, weil ich selbst dort zu Hause bin.“

„Danke ... Also Sie haben gehört, Braun: der Herr Graf hat um zehn Uhr etwa ...“

„Ja, es schlug gerade zehn,“ nickte der Graf.

„... also um zehn Uhr am Viktoria-Luise-Platz ein Auto genommen ... Das müssen Sie, so schnell es geht, herausfinden!“

Der Beamte stand stramm, machte kehrt und verließ das Zimmer.

„So, und nun bitte, erzählen Sie mir in aller Ausführlichkeit, was Sie über Fräulein Sebraczety wissen!“

„Das ist leider gar nicht viel, Herr Doktor ... Ich selbst kenne sie seit einem halben Jahr ... Ich war bei ihrem Debüt im Goethe-Theater, wo sie in einer ganz minderen Rolle auftrat und mit dieser Winzigkeit das Publikum und die Presse derart hinriß ... es war ja ein förmlicher Sturm damals in allen Zeitungen, sie bekam Angebote über Angebote, auch von den königlichen Theatern ... Aber vornehm und treu, wie in all ihrem Handeln, blieb sie bei ihrem Direktor ... und war dabei nicht einmal kontraktlich gebunden.“

„Verzeihung, Herr Graf, aber das interessiert mich erst in zweiter Linie ... Sie sagten, daß Sie das Fräulein seit ihrem ersten Auftreten im Goethe-Theater kennen. War Ihre Bekanntschaft nun gleich derart, daß Ihnen eine gewisse Kontrolle über die Lebensführung, über den Bekanntenkreis der Dame möglich war?“

„Aber ja! Fräulein Sebraczety war gelegentlich mit einer Kollegin zusammen, sonst widmete sie ihre freie Zeit ausschließlich mir ... mir ganz allein ... Es ist völlig ausgeschlossen, daß Ilona in diesem halben Jahr irgendeine Bekanntschaft, wie sie auch immer geartet sein sollte – nein, das ist ... das ist einfach unmöglich!“

Mit leisem Kopfnicken dachte der Kommissar nach. Dann sagte er, wie rasch mit dem Worte zupackend:

„Und vorher?“

Der Graf hob langsam die Achseln. Auf seinem feinem Gesicht prägte sich etwas wie stumme Qual aus, die zu bitten schien: ist es denn durchaus nötig, von dem zu reden, an das ich selbst nicht einmal denken mag? Dann aber wurde er sichtlich Herr über sein Gefühl – der Kommissar ließ ihm ruhig Zeit – und sagte festen Tones:

„Was ich darüber weiß, ist, wie gesagt, sehr wenig, Herr Doktor. Fräulein Sebraczety entstammt, das sagt der Name schon, einer ungarischen Adelsfamilie. Der Vater war Advokat und ist im Irrenhause gestorben. Die Mutter muß nach dem, was Ilona mir darüber erzählt hat, eine schwere Hysterikerin sein; sie lebt, aber im Unfrieden mit ihrer Tochter ... und das wirft kein gutes Licht auf den Charakter der alten Dame, denn ein sanfteres und so im tiefsten Herzen gütiges Wesen wie meine Freundin gibt es kaum zum zweiten Male ... Es waren also die unerquicklichsten Zustände, die sich denken lassen, dort im Hause ... Ilona selbst hatte und hat nur eine Leidenschaft: das Theater ... Dafür lebt und stirbt sie ... Würde sie davon lassen wollen“ – der Graf dachte Sekunden lang wie über eine ihn tief schmerzende Sache nach, sein stolzes Gesicht war währenddem voll Leid und Bedauern –, „ich hätte sie

längst zu meiner Frau gemacht ... sie hätte nur das Theater zu lassen brauchen ... Aber das wollte sie unter keiner Bedingung! ...“

„Also die Dame besuchte dort in ihrer Heimat ein Konservatorium?“ half Dr. Splittericht dem Grafen, der sich wieder in Sinnen verlor.

„Ja, in Budapest ... Sie trat dort mit sechzehn Jahren zum ersten Male auf und entfesselte schon damals eine Begeisterung sondergleichen ... vielleicht mehr noch durch ihre Schönheit ... die wirklich unvergleichlich war. Hier, bitte, Herr Doktor, sehen Sie selber! ...“

Der Kommissar nahm das Bild, das Ilona Sebraczety im Kostüm der Esmeralda im „Glöckner von Notre-Dame“ zeigte. Es war eine vollendete Schönheit, deren Gesicht einer leidenschaftlichen Madonna zu gehören schien, die selbst hier auf der jahrealten Photographie aus zwei Augen blickte, die so unergründlich schwermutsvoll, so hinreißend schön waren, daß selbst der Kommissar, trotz seiner kühlen Vorsicht allem Weiblichen gegenüber gefesselt, das Bild lange ansah.

Er gab das Bild seinem Besitzer wieder, als wollte er sich nicht länger stören lassen von solch süßer Anmut.

Dann begann er aufs neue zu fragen:

„Blieb die Dame länger in Budapest?“

„Nein,“ sagte der Graf. Seine Stimme klang unsicher. „Sie wurde auch von dort entführt.“

Der Kommissar richtete sich rasch auf, bolzgerade saß er auf seinem Lederstuhl.

„Von wem, Herr Graf?“

„Das weiß ich nicht ... Ich habe, soweit mir das mein Gefühl erlaubte, geforscht, habe versucht, den Namen zu erfahren ... aber ganz umsonst ... Ilona hat dann zu weinen angefangen und immer nur gesagt, ich sollte sie nicht quälen, sie wollte lieber sterben, als davon mit mir sprechen ...“

„Hatten Sie den Eindruck, daß dieser Entschluß unerschütterlich war ... daß es vielleicht gar kein selbständiger Entschluß ... daß am Ende eine Art von Zwang da im Spiele war?“

„Wie meinen Sie das?“

„Nun, es ließe sich doch denken, daß die Einwirkung eines fremden Willens, eines seelischen Zwanges, meine ich, auf eine Person ausgeübt wird ... und daß dieser Willensdruck, durch jahrelange Gewohnheit vervielfacht so stark auf die empfindliche Seele einer Frau zum Beispiel einwirkt, daß diese auch nach langer Zeit noch, wenn sie dem

persönlichen Einfluß ihres Bezwingers längst entrückt ist, daß sie auch dann noch der fremden Willenskraft gehorsam bleibt? ...“

Voller Interesse war der Graf dem, was der Kommissar ausführte, gefolgt, und wie in freudiger Überraschung sagte er:

„Mit dem, was ich eben von Ihnen gehört habe, Herr Kommissar, finde ich mich erst in Ilonas Wesen ganz zurecht! ... Ja, ganz so ist es in der Tat gewesen ... je mehr ich darüber nachdenke ... Wenn ich sie fragte, wenn ich in sie drang ... das war kein Widerstand, den sie mir entgegensetzte, kein Trotz ... das war offenbare Angst, Furcht vor etwas, was ich nicht sehen konnte und was sie, meine arme Liebste, wahrscheinlich Tag und Nacht peinigte ... Ja, heute sehe ich erst klar ... ich bin Ihnen von Herzen dankbar, Herr Kommissar! Sie geben mir den Schlüssel zu vielem, was ich damals nicht begriffen habe und für das ich vielleicht die Arme ganz unschuldig habe leiden lassen!“

Der Kommissar nickte leise:

„Haben Sie nie eine Korrespondenz, ein Bild vielleicht bei Fräulein Sebraczety gesehen?“

Der Graf schüttelte den Kopf.

„Nein, wie sollte ich ...“

„Aber wir werden jetzt ihre Korrespondenz durchsuchen müssen!“

„Ach nein ... das ... das wäre mir doch außerordentlich peinlich ...“

„Ja, es handelt sich aber um Leib und Leben der Dame, Herr Graf!“

„Sie haben recht, es gibt da wirklich keine Rücksichten ...“

Es klopfte, Braun trat ein.

„Herr Kommissar, der Chauffeur ist gefunden. Er wartet draußen.“

„Wie haben Sie das gemacht?“ fragte Dr. Splittericht wohl in der Absicht, seinem Besuch ein Bildchen von der Tüchtigkeit des Beamten und diesem gleichzeitig eine kleine Genugtuung für seine prompte und sichere Arbeitsleistung zu geben.

„Das war ganz einfach, Herr Kommissar: ich habe in den umliegenden Garagen nachgefragt, wo ein Holsteiner fährt ... Und da erfuhr ich, daß der Mann Ahlers heißt, bei Samson u. Co. fährt und daß er zufällig heute vormittag vorm Polizeipräsidium ist, weil sie doch alle Monate einmal ihre Wagen vorstellen müssen, ob auch alles in Ordnung ist und der Nummern wegen ...“

„Ja,“ meinte der Kommissar, „das war ja nu recht bequem! ... Na, dann lassen Sie 'n mal 'reinkommen, den Herrn Ahlers!“

Braun verschwand, und Dr. Splittericht bat den voller Erwartung nach der Tür blickenden Grafen, sich vorerst nach dem Fenster zu wenden und den Eintretenden nicht eher anzublicken, als bis der Kommissar darum bäte.

Gleich danach trat der Chauffeur ein. Er blieb, die Mütze in der Hand, an der Tür stehen und wurde vom Kommissar näher gerufen.

„Sie haben gestern abend um zehn Uhr vom Viktoria-Luise-Platz von einer Weinstube aus eine Fuhre gehabt, ja?“

Der Chauffeur nickte und betrachtete neugierig den Herrn, der ihm den Rücken zukehrte.

„Jawoll, Herr Kommissar.“

„Wo haben Sie den Herrn hingefahren?“

„Nach's Jöthetheater ... ja ... und da muß't ich warten ... es regnete jrade ...“

„Und dann?“

„Dann? ... Denn bin ich mit se beide – eene Dame war nemlich ooch dabei; die hat der Herr abjeholt von's Theater –, da bin ich mit se in die Weinstube von Meißenbach jefahren, da ist der Herr ausjestiegen und 'reinjengan in dis Lokal ...“

„Und Sie, was machten Sie?“

„Na, ich habe jewart', bis er wieder 'rauskam ... er kam ja gleich wieder ...“

„Und fuhr weiter mit Ihnen?“

„Na, aber ja! Er rief mir zu: Charlottenburg, Herderstraße 10, und stieg rasch ein – un denn bin ich losjefahren.“

„Und das war derselbe Herr, der vorher aus Ihrer Droschke ausgestiegen war? ... Hier – Herr Graf, bitte! –“

Graf Zeinfeld wandte sich plötzlich um.

„– ist das der Herr, den Sie gefahren haben?“

Der Chauffeur stutzte. Dann sagte er so recht aus innerer Überzeugung heraus:

„Ja, das is er!“

„Sie kennen ihn bestimmt wieder?“

„Janz bestimmt!“

„Und ist das auch derselbe Herr, der aus dem Weinlokal heraukam und Ihnen zurief: „Charlottenburg, Herderstraße 10“, und der dann rasch

ins Auto sprang?“

Der Autolenker, überrascht durch die ihm unverständlichen Fragen, von Ungewißheit erfaßt, hob seine arbeitsharten Hände ein bißchen:

„Ja ... so genau ... so genau kann ich dis ja ooch nich sagen! ... Er kam so von hinten an das Auto 'ran –“

Der Kommissar nickte leise und fragte:

„Hielt dicht vorher, ich meine, ehe der Herr wieder in Ihren Wagen einstieg, ein anderes Auto in der Nähe oder vielleicht auch vor der Weinstube?“

„Ja,“ sagte der Chauffeur nach kurzem Besinnen, „ja, mir is beinah' so, Herr Kommissar. Aber man acht' ja darauf nich so ...“

„Und nun fahren Sie weiter?“

„Ja, aber in Tiergarten, jarnich weit von Kleinen Stern, da sagte der Herr durch das Sprachrohr, ich sollte anhalten, seine Dame wäre nich ganz wohl un se wollten 'n Ende zu Fuß jehn ...“

„Und da stiegen die beiden aus?“

„Jawoll ... ick fragte noch, ob ich uff se warten sollte, aber der Herr zahlte und se jingen nach de andre Seite ... die Dame ... die hatte so 'ne Art Spitzenmantel an ...“

„Wie sah sie denn sonst aus, die Dame, mein' ich? ... Hörten Sie sie sprechen? ... Sagte sie etwas?“

„Nee, jeredt' hat se nischt ... bloß se schien mir wirklich krank zu sein ... se jing so'n bicken jebückt, un er stützte ihr ...“

„Und dann sind Sie fortgefahren?“

„Ja, wat sollt ick'n noch weiter machen ...“

Dr. Splittericht wandte sich an Zeinfeld.

„Möchten Sie den Mann vielleicht noch etwas fragen, Herr Graf?“

Zeinfeld schüttelte den Kopf, und der Kommissar entließ den Chauffeur.

Der Graf, ganz fassungslos, vermochte nicht zu reden. Jetzt, wo kein Zweifel mehr erlaubt war, daß ein fremder Mensch, ein Verbrecher sein Liebstes mit geheimnisvoller Gewalt entführt hatte, jetzt erst versagte sein Herz. Er war so zerbrochen in seiner Seele, daß es dem Kommissar schwer fiel, ihn aufzurichten.

„Sie dürfen sich Ihren Empfindungen nicht zu sehr hingeben, Herr Graf ... Ich brauche Ihre Hilfe und damit Ihre ganze Kraft ... Vor allen

Dingen müssen wir jetzt ins Theater ... Wenn ich mich nicht ganz und gar täusche, werden wir dort mehr erfahren.“

VII.

Vor dem Portal des Präsidiums hielt die schöne, blaue Limousine des Grafen Zeinfeld.

Der klagte sich, während der Chauffeur den Wagen ankurbelte, selbst bitter an:

„Ich versteh’ mich ja auch nicht, wie ich dazu gekommen bin, ein Mietauto zu nehmen, gerade gestern ... aber das ist, wenn man allzuviel Rücksicht nimmt auf seine Leute! Ich hatte meinen Chauffeur in den letzten Tagen oft auf dem Sitz, da dacht ich: laß ihn heute zu Hause! ... Und das hab’ ich nun davon! ...“

Dr. Splittericht schüttelte den Kopf:

„Hier handelt es sich offenbar um ein von langer Hand vorbereitetes Verbrechen. Wären Sie gestern in Ihrer Limousine mit Fräulein Sebraczety vom Theater heimgefahren, so hätte der Entführer einen der nächsten Tage zu seinem Werk gewählt ... Aufgegeben hätt’ er seine Absicht darum nicht ... Und ich meine, er hatte Bundesgenossen, die ihm den Erfolg verbürgten ...“

„Also glauben Sie, daß mehrere Leute ...?“

Dr. Splittericht schüttelte den Kopf, dessen kurzgeschnittenes, dunkelblondes Haar an den Schläfen schon ein wenig grau wurde.

„Nein, Herr Graf ... Ich bin der Ansicht ... es liegen im Wesen, in der Art der jungen Dame, soweit ich mir davon bis jetzt ein Bild machen kann, und dann auch in der allerdings recht mysteriösen Vorgeschichte ... da sind gewisse Zeichen ersichtlich oder, besser gesagt, Bedingungen vorhanden, die dem Entführer seine Arbeit recht leicht gemacht haben dürften ...“

Der Graf hatte schnell etwas erwidern wollen, aber er schwieg, ja, er biß sich auf die Lippen und nagte an seinem Schnurrbart. Man merkte, er war von neuem verletzt.

Dr. Splittericht, dem das nicht entging, fügte gleichwohl nicht ein Wort hinzu. Er sah in das Gewühl der belebten Königstraße, durch deren lebhaften Wagenverkehr sich langsam das Auto wandte, das wie ein starkes, laufgewohntes Tier seinen Unmut brummend hervorstieß.

Bald schien Graf Zeinfeld einzusehen, daß er seiner Empfindlichkeit in diesen wirren, wie von jagender Hast gepeitschten und von trauriger Finsternis überdeckten Lebensstunden ganz entsagen müsse; er erkannte immer mehr, daß nur rückhaltloses Vertrauen zu dem, der jetzt an seiner Seite saß, ihn aus der pfadlosen Öde führen könne, in der sein Herz tausend Qualen erduldet. Und dieser Mann besaß die Noblesse, sein Unrecht nicht nur einzusehen, nein, es auch dem anderen mit offenem Wort zu sagen.

Über Dr. Splitterichts Antlitz glitt jene leise Helligkeit, die sein Lächeln war. Er sagte:

„Es ist mir doch lieb, Herr Graf, in Ihnen den Mann zu finden, als den ich Sie von vornherein angesehen habe. Es geht ja sonst auch gar nicht! Hier liegen eben bestimmte Tatsachen in der Vergangenheit. Wenn ich diese nicht erwähnen und erwägen darf, verbaue ich mir selbst die Zugänge zur Lösung. Ich will Sie deshalb auch gleich noch fragen: Fräulein Sebraczety war, ehe sie hier ans Goethe-Theater kam, am Varieté ... Wissen Sie vielleicht an welchem?“

„Zuletzt am „Kristallpalast“ in Leipzig und vorher, glaube ich, im „Odeon“ in Budapest ...“

„Als was trat sie dort auf?“

„Als Charakterleserin.“

„Mit einem Manager?“

„Nein, sie forderte geschriebene und versiegelte Briefchen vom Publikum, die auf dem Kuvert mit einem Kennwort versehen waren. Diese Briefe wurden durch einen Diener eingesammelt, während Ilona sich hinter die Bühne zurückzog, und die übergab man ihr dann.“

„Und aus dem Briefe deutete sie nachher den Charakter des Schreibers?“

„Ganz recht, und sie hatte enormen Erfolg. Sie hat Gagen bis zu 6000 Mark den Monat gehabt und hatte Engagementsanträge auf Jahre hinaus.“

„Und doch ist sie nicht dabeigebieben?“

„Nein. Einmal ist sie überhaupt eine ideale Natur, für die das Geld gar keinen Wert hat, und dann, ihre Liebe zum Theater, zur Schauspielkunst ...“

„Aber der hatte sie doch schon Valet gesagt, als sie ans Varieté ging?“

„Ja, daran ist dieser Mensch schuld gewesen.“

„Von dessen Person Ihnen jede Kenntnis fehlt?“

Der Graf nickte.

„Jawohl.“ Und fügte hinzu: „Ich glaube auch nicht, Herr Doktor, daß wir in Ilonas Schreibtisch auch nur eine Zeile finden werden, die uns darüber Aufschluß geben könnte. Ich erinnere mich jetzt, wo ich mir selbst klar darüber bin, daß wir den Schleier, der über Ilonas Vergangenheit liegt, daß wir das alles ohne jede Rücksicht aufhellen müssen, jetzt fällt mir ein, daß sie einmal sagte, diese Zeit wäre so fürchterlich gewesen, sie hätte da so entsetzlich gelitten, daß sie alles, alles vernichten wollte, was damit zusammenhing ...“

„Aber ob das auch tatsächlich geschehen ist, das wissen Sie nicht?“

Der Graf zuckte nur die Achseln; er war offenbar ganz bei der, die er liebte.

„Aber daran ist wohl kein Zweifel. Dieser Unbekannte ist mit der Dame zusammen am Varieté gewesen?“

„Nein, das glaub' ich auch nicht. Es ist wohl so gewesen, daß der Mensch, der wahrscheinlich von einer besonderen, wenn auch abnormen Intelligenz ist, daß der Ilona zu einer Art Medium herangebildet hat ...“

„Dann war sie also doch unter seiner Leitung auch schon beim Varieté?“

„Ich glaube kaum ... Eher wohl haben Veranstaltungen im eigenen Hause stattgefunden, wo Gäste Zutritt hatten und ...“

„... und die dann dort oder anderswo ausgeplündert wurden, nicht wahr, Herr Graf? Sie haben versprochen, mir alles zu sagen!“

„Ja, das mutmaß' ich ebenfalls ... es ist nur so gar nicht leicht, so ... solche abscheulichen Dinge zu sagen.“

„Aber trotzdem!“ Dr. Splitterichts Stimme hatte einen harten Klang: „Ich werde Ihnen sagen, Herr Graf, was Ihnen selbst nicht über die Lippen will: dieser Mensch war damals schon ein Verbrecher! Und zwar einer jener ganz gerissenen Kunden, die sich fast immer mit der Schönheit einer Frau drapieren und so überall Vertrauen finden ... außerdem arbeitete er jedenfalls unter einer besonderen Maske. Ich muß da an einen Kerl denken, den ich vor acht Jahren ganz im Anfang meiner kriminalistischen Tätigkeit festbekam. Es war in Frankfurt am Main. Ein großer Spiritistenprozeß, von dem Sie vielleicht auch gehört haben. Diese Zirkel gibt es ja überall; es wird da viel Unfug getrieben, aber schließlich, wenn es den Leuten Spaß macht und niemand direkt geschädigt wird ... wir sind ja nicht dazu da, auch noch die „Geister“ zu kontrollieren. Nur da drüben, in Frankfurt, hatte man ein regelrechtes

System daraus gemacht ... die Geister forderten regelrecht Geld. Natürlich durch das Medium, das mit einem gewissen Salvioli zusammenarbeitete. Und die Gläubigen opferten Tausende, um irgendeinen verstorbenen Angehörigen wiederzusehen, um auf ein Geheimnis zu kommen, ja, es wurden sogar Lotterienummern und Rennbahntips von dieser angenehmen Kohorte verlangt und prompt ausgegeben. Ein Skandal, der erst 'rauskam, als schwer Geschädigte sich an die Polizei wandten. Die Fäden der sehr verzweigten Geschichte zogen sich auch nach Berlin, und ich wurde 'rübergeschickt nach Frankfurt. Na, das Medium, übrigens auch ein sehr hübsches Weib ... namens Grothe, das hatten wir gleich, und bei ihm fanden wir Briefe, die mit Salvioli unterzeichnet waren.

Eines Abends wurden wir antelephoniert aus einem Weinlokal, Salvioli wäre dort mit einer Dame. Wir natürlich sofort hin! Und nun machte der Frankfurter Kollege eine große Dummheit: Der Besitzer der Weinstube, dem wir die Nachricht verdankten, der hatte nämlich gebeten, wir möchten doch den Skandal in seinem Lokal vermeiden und den Menschen draußen festnehmen. Und das hatte der Kollege leider versprochen. Wir schickten also jemand hinein, mit der Aufforderung, Herr Salvioli möchte mal herauskommen, es hätte ihm jemand etwas Wichtiges mitzuteilen. Das war ja an sich auch gar nicht so dumm. Denn daß die Polizei vor einem Lokal haltmacht, das wird der Gauner nicht ohne weiteres annehmen.“

Der Graf wiegte leise das Haupt, als zweifle er daran.

„Sie meinen: nein? ... Gott, wie man's nimmt. Im allgemeinen ist der Trick, als wolle jemand, der sich selbst aus guten Gründen nicht ins Lokal hineintraut, den Verbrecher sprechen, nicht so schlecht. Aber wir hatten es hier mit einem ganz gerissenen Kunden zu tun. Das sollten wir sofort erfahren: fast mit unserem Boten zugleich kam ein Herr heraus, der sich nicht schlecht wunderte, wie wir ihm die Armbänder um die Handgelenke legten. Er sagte immerfort: „Aber nein, nein! Das stimmt ja nicht, das bin ich ja gar nicht ... lassen Sie ... mich los!“ ... Und wie dann der Frankfurter Kommissar die mitgebrachte Droschke heranzief, die in der Nähe gehalten hatte solange, da wehrte sich der Mann wie ein Rasender, schrie immerfort: „Sie verhaften ja einen falschen! Ich bin's ja gar nicht! Ich bin nicht Salvioli!“ und erging sich in wüsten Beschimpfungen gegen uns! Na, es war noch nicht zehn Uhr und in der belebten Gegend hatte sich schnell eine Menge Menschen angesammelt; wir schoben und hoben also unseren Arrestanten mit vereinten Kräften in

die Droschke, wo der Kerl sofort eine Scheibe kaputt schlug. Mittlerweile kamen auch Gäste aus dem Lokal. Und als wir eben im Abfahren waren, drängte sich der Wirt durch den Menschenknäuel, sah in die Droschke, sah uns an und schüttelte mit dem Kopf. Da schrie der Verhaftete, der sich immer weiter wehrte: „Bin ich etwa Salvioli?“

„Nein,“ sagte der Wirt, „aber Sie haben mit ihm zusammen am Tisch gegessen!“

„Na, ja, und da kam der junge Mann 'rein: „Salvioli möchte mal 'rauskommen!“, und da sagte Salvioli zu mir, ich sollte doch mal sehen, was denn wäre ... da bin ich 'rausgegangen und da haben Sie mich verhaftet.“

Es war in der Tat so; wir waren diesem Erzgauner auf den Leim gegangen! Natürlich, als wir nun wieder 'reinkamen ins Lokal, war der Herr mit dem italienischen Namen längst verduftet ... Übrigens erwies sich nachher unser Fang als doch nicht so schlecht: der, den wir festhatten und den wir schon aus Ärger vorläufig nicht losließen, das war ein lange gesuchter Hochstapler und Hoteldieb, dem sein Vorwitz ziemlich teuer zu stehen kam.“

„Und Salvioli selber?“ fragte der Graf.

„Ja, Salvioli ...“ Dr. Splittericht sah nachdenklich in das lichte Grün der Tiergartenbäume, an denen das Auto schnell und geräuschlos vorüberglitt, „die Steckbriefe sind ihm jahrelang gefolgt. In Paris, wo sich eine ganz ähnliche Spiritistengeschichte abspielte, ist ein recht mysteriöser Todesfall passiert: Eine Dame aus der ersten Gesellschaft, die fand man in ihrer Wohnung tot auf, das Herz mit einer Hutnadel durchbohrt, ob von der eigenen Hand oder von einer fremden – das hat sich nicht feststellen lassen. Aber Salvioli hat nachweislich, und zwar damals als Monsieur Gaston bei ihr verkehrt. 1912 taucht er dann hintereinander in New York, Boston und Philadelphia auf, und zwar immer in Begleitung eines Mädchens, das ihm als Medium diente. Seine Kreise sind immer wieder die spiritistischen Zirkel, in Amerika auch die Christian Science, diese Gesunbetergesellschaft, die drüben einen kolossalen Einfluß ausübt.“

„Ist es denn niemals gelungen, ein Bild von ihm zu bekommen, Herr Doktor?“

„Doch ja. Die Erkennungsdienste der verschiedenen Länder haben Bilder von ihm, die sämtlich von seiner eigenen Hand in einer sonderbar steilen, großen und kantigen Schrift mit dem Namen Salvioli gezeichnet sind. Und diese Unterschrift ist zweifellos echt ... nur die Bilder, die

Bilder stellen lauter verschiedene Personen dar. Von denen ist wahrscheinlich auch nicht eines der Herr Salvioli selber. Im Gegenteil ... dieser Galgenstrick hat es gut verstanden, alle hinters Licht zu führen. Daß er sich auch der verschiedensten Verkleidungen bedient, ist wahrscheinlich. Die Beschreibungen von seiner Person lauten immer anders. In Paris ist er als Abbé in der Soutane, mit Tonsur und Käppchen aufgetreten, in Amerika als Inder im Kostüm eines Hindu der Perikaste. Ich glaube aber kaum, daß es sich immer um denselben Mann handelt, denn er wird einmal als klein und mager, dann wieder als überschlang und groß, auch als Mensch von besonderer Stärke und voluminöser Figur geschildert. Auf das allerdings recht zweifelhafte Renommee solcher Leute reist für gewöhnlich noch eine ganze Anzahl anderer, ebenso lichtscheuer Elemente, die nur nicht denselben Witz und nicht die große Geste des Originals besitzen. Aber trotzdem, irgendein Polizeimann hätte sich diesen Herrn schon geangelt, wenn ihm nur nicht die okkultistischen Kreise immer wieder Deckung gewährten. Ein besseres Arbeitsfeld, als die geradezu lächerliche Naivität dieser Leute kann es ja für so einen Gauner überhaupt nicht geben.“

Der Graf strich unruhig über seinen Schnurrbart:

„Und Sie sind der Meinung, Herr Doktor, daß dieser Salvioli ... daß das der Mann ist ... der ...“

„Der für uns in Frage kommt, meinen Sie, Herr Graf? ... Ja und nein ... Nein, denn ich sagte Ihnen schon: auf den Namen Salvioli reisen meiner Überzeugung nach mehrere – ja, weil die Sache mit Fräulein Sebraczety die Faktur eines ganz ungewöhnlichen Gesellen zeigt. Die Art, in der der Mensch auftritt, die Gewalt, die er sofort wieder auf die Frau, die in seiner Hand ist, ausübt ...“

Ein leises Stöhnen, mit dem Graf Zeinfeld den Kopf neigte, ließ den Kommissar innehalten.

Der sah, wie die Vorstellung, jener Salvioli, oder wer sonst der Verbrecher sein mochte, hielte das Leben und die Ehre der Schauspielerin in seiner Hand, den Grafen körperlich peinigte. Dr. Splittericht hatte keine Familie; und war es der gänzliche Mangel an Zeit, von der ja die Liebe so viel nötig hat, oder ging dieses dreimal verschlossene Herz dem Weibe, als der Zerstörer aller Mannesenergie, instinktiv aus dem Wege – es gelang dem Kriminalisten nicht, sich die Größe eines solchen Schmerzes, wie ihn der Verlust der geliebten Frau für den Grafen bedeutete, klarzumachen. Er sah nur den stillen Jammer

des Aristokraten, und er bewunderte die Kraft, mit der jener sein blutendes Herz zusammenpreßte.

So äußerte er auch sein Mitgefühl mit keiner Silbe, aber er nahm sich vor, alles zu tun, was in seinen Kräften stand, um dem vornehmen Menschen, der so ernst, mit erkalteten Zügen an seiner Seite saß, zu helfen ...

VIII.

Der Wagen hielt vor dem Goethe-Theater.

Graf Zeinfeld wunderte sich über die Reihe von Autos, die hier schon standen, während noch mehr vorfuhren, denen Schauspieler, Bühnenarbeiter, Regisseur, Kassierer entstiegen, aus denen reizende hellgekleidete Frauen heraushüpften, um schnell, mit vieler Wichtigkeit in Miene und Gebärde, im Portal unter den Arkaden zu verschwinden.

„Ich habe mir Ihre Erlaubnis, jegliche Mittel anzuwenden, gleich zunutze gemacht, Herr Graf. Während wir noch im Präsidium verhandelten, hat Braun die Direktion hier angerufen, sie solle telephonisch oder wie immer alle ihre Bühnenangehörigen und Theaterleute per Auto herkommen lassen – so werden wir hoffentlich schnell unseren Zweck erreichen ...“

Der Graf drückte dem Doktor die Hand.

„Sie denken an alles, lieber Freund! Mein Gott, da werd’ ich sie am Ende bald wiederhaben!“

Wenn es möglich gewesen wäre, in des Kommissars Miene zu lesen, so wäre der Graf jetzt auf einen starken Zweifel gestoßen.

Im Theater wurde zuerst natürlich der Direktor zu Rate gezogen. Er war ein chevaleresker, lebenswürdiger Herr, der in Ausdrücken einer fast übertriebenen Verehrung von Ilona Sebraczety sprach. Aber was und wer bei ihrem so rätselhaften Verschwinden mitgewirkt hatte, darüber hatte er auch nicht die leiseste Vermutung.

Er rief seinen Regisseur, der brachte gleich Fritz Heerfels mit, Ilonas Partner im Lustspiel „Frau v. Müller geb. Schulze“. Der konnte schon ein bißchen mehr erzählen. Nachdem er den Grafen begrüßt und sich gefreut hatte, den „berühmten Herrn Doktor-Kommissar“ kennenzulernen, sagte er in seinem österreichischen Dialekt:

„Ja, mir is scho a bisserl wos aufg’fallen ... Im dritten Akt, wie dör gerad’ anfangen tut, un i komm’ heraus, da steht die Ilona doch schon an poor Minuten allein auf der Bühne. Sie spintisiert über ihren Mann und daß ’s doch am liebsten wieder mit mir z’sammen sein möcht’. No, und da komm’ i denn halt so ganz zufällig hereing’schneit, un da steht’s da un soll mir Red’ und Antwort steh’n! Aber i, i sog’ halt, was i z’ sagen hob, i

spring' umher, wie an Frosch, ich sog' noch mehr und die Ilona steht vorn an der Rampen un starrt egol 'runter ins Publikum! I hob schon glaubt, nu is aus, nu schmeißt's uns die ganze Komödi! Und der Herr Inspizient frogt aus derer Kulisse, ob denn de Ilona schlaft? – Sie verzeih'n schon, Herr Graf! – Uni improvisier' immer frisch drauf los, aber a mal, da geht ein' doch der Vorrat halt aus! Un da tret' i noch mal dicht an d' Ilona heran und sag': „Sie verzeih'n schon, meine Allergnädigste, aber schlafen's denn am helllichten Tag?“ – Und da wacht's auf! Ja, wahrhaftig, 's war, als ob der Traum direkt von ihr abg'fallen is, un sogt glei' ganz voll Geistesgegenwart:

„Wos? Sie san noch da, mein liaber Freund? Na, schauns, mei Schweigen hätt' Ihna doch scho zeigen kenn', das i nix von Ihna wissen will!“

Un dann spielt sie weiter, die Ilona, als wäre halt gar nix g'wesen. I hob's nachha noch fragen woll'n, aber 's Theater is dann do glei aus gewes'n, un da denkt man halt gar nimmer an so was!“

„Und haben Sie zufällig gesehen, Herr Heerfels, ob es eine bestimmte Person war, auf die Fräulein Sebraczety so starr hingeblickt hat?“

„Ah na! Dös hab' i halt gar nöt sehen kenn'! Da is ja alles viel z' schnell gängen!“

Die Damen, die nachher gefragt wurden, Ilonas Kolleginnen, hatten zwar fast alle die tiefgründigsten Beobachtungen gemacht, hatten „auch etwas geahnt“ oder es sogar „längst kommen sehen“, weil Ilona in der letzten Zeit „gar soviel sinniert und herumg'schaut“ hätte, aber mit Tatsachen konnte keine aufwarten.

Bis eine Choristin plötzlich ausrief:

„Aber die Malli, die muß es wissen! Die weiß alles!“

Und als hätte sie nur darauf gewartet, auf dieses Stichwort, erschien plötzlich im Vorbühnenraum, der voll von schwätzenden Männlein und Weiblein stand, eine korpulente Frau mit fröhlichen Augen und blankem Gesicht, im lila Waschkleid, das prall die volle Form umschloß – Frau Amalie Weißgerber.

Sie hatte schon vom Portier gehört, was sich zugetragen, und wußte als Berlinerin sofort, worauf es ankam.

Der Kommissar ging mit ihr, dem Grafen und dem Direktor in dessen Zimmer; der machte seinen nachdrängenden Angestellten die Tür vor der Nase zu.

„Jawoll,“ sagte die Weißgerber auf des Kommissars Frage, „nach dem dritten Akt war Fräulein Ilona rein wie ausgewechselt. Sie is ’raufgekommen in ihre Jarderobe un hat jesagt: „Mach’ zu, Weißgerber! Riejele ab und laß bloß keinen rin!“ Dabei war se so weiß wie der Kalk an de Wand un hat jezittert und jebebt, wie son Kind, wenn’s was ’rauskriejen soll! Ich hab’ se gleich jefragt, aber se hat bloß immer mit ’n Kopp jeschüttelt und hat jesagt: „Zieh’ mir um, Weißgerber!“ hat se gesagt, „un frage ja nich, ich kann dir nischt sagen!“ Un wie se det jrade jesagt hat, da kloppt’s un da is es Bauke, der olle Logenschließer, der schon unter die vorje Direktion hier war, un hat ’n Brief für Fräulein Ilona. Un wie se den sieht un liest die Aufschrift, da fängt se an laut zu weinen un sagt immer bloß: „Nein, nein! Ich will’n nich lesen!“ Un denn mußte se doch, un macht’s Kuwehr auf un liest und wird wie ohnmächtig.“

Einen Augenblick hielt sie inne, um Atem zu schöpfen.

„Un da – ’s is ja hoffentlich keine Sünde nich un kein Verbrechen –, da hab’ ich rasch ’reinjekuckt, wie ich ihr die Stirne mit Odekollonch jerieben habe, un da stand ... wahrhaftigen Jott! ... da stand bloß een eenziches Wort drin: „**Komme!**“ – Weiter nischt, auch nich ’ne Silbe! ...“

„Auch keine Unterschrift?“ fragte Dr. Splittericht.

„Nee, ja nischt, Herr Kommissar! Keene Unterschrift un keene Überschrift, bloß: „Komme!“

„Und weiter! ... weiter!“ drängte der Graf angstvoll.

„Ja,“ sagte die alte Frau Weißgerber, und man sah ihr jetzt noch den Schrecken an, den sie in jener Stunde empfunden hatte, „wie ich sie so jrade wieder zu sich jebracht hatte, da kloppt’s noch mal! Un ich denke, ’s is wieder der olle Bauke un will erst ja nich aufmachen, aber da sagt der da draußen: „Mach’ auf, Ilona!“ Und da fällt se hin auf de Knie un denn krabbelt se sich wieder hoch un schwankt un wackelt hin und her, un macht de Tiere auf – ich stand dabei dicht hinter sie und da sah ich ihm ...“

„Wie sah er aus?“ fragten die beiden Männer aus einem Munde.

Frau Malli zuckte die Achseln.

„Un wenn Se mir todschlagen, ick kann et nich sagen. Ich habe weiter nischt wie ’ne dunkle Jestalt jesehn. Nu brennen doch uff den Jarderobenkorridor ooch man bloß zwee so’ne kleenen, schustrigen Flammen. Un wenn die Tiere von unse Jarderobe, ick meene die Jarderobe, wo Fräulein Ilona drin is, wenn die offen steht, denn sind die

beeden Lampen ooch noch verdeckt ... so hab' ick weiter nischt jeseh'n wie 'n Mann ...“

„War er groß?“ fragte Dr. Splittericht.

„Ja, jroß war er woll ...“

„War er so groß, wie hier der Herr Graf?“

Graf Zeinfeld erhob sich und der viel kleinere Kriminalkommissar stellte sich neben ihn.

„Ja, ich jlaube ...“

„War er so groß, wie ich bin?“

Frau Weißgerber sah den Kommissar zweifelnd an und zuckte abermals die Achseln.

„Ich kann's wahrhaftig nich sagen ... da draußen in die Dusternis stand einer ... 'n weißes Frackhemd mit 'n blitzrigen Brillantknopp drin, dis hab' ich jesehn, un ooch 'n Zylinder, den hielt er vors Jesicht ...“

„Hatte er denn Abendtoilette an, ich meine Frack oder Smoking?“ fragte der Doktor.

Die Garderobiere erhob abwehrend ihre rundlichen Arme und Hände.

„Ich verstehe schon, wodruff Sie 'rauswollen, Herr Kommissar, aber ick weeß doch nicht ... Stellen Se sich doch det mal 'n bicken vor, in was for 'ne Angst ick jeschwebt habe! ... den Schreck! ... Ick dachte doch, det jeht nu los, det Abjemurkse, un sah mir schon mit abjeschnittenen Kopp in die Stube 'rumliejen ...“

Auf den Gesichtern der Anwesenden erschien ein Lächeln. Die Frau Weißgerber sah es, ließ sich dadurch aber nicht irremachen.

„Ja, ja, Sie haben jut lachen, meine Herrens, aber ick, ick bin 'ne alleenstehende Frau, un det Fräulein, det is doch ooch jrade keen jroßer Schutz vor mir! ...“

„Na, was tat er nun, der Mann, wie er Sie beide sah?“ fragte Dr. Splittericht.

„Er sagte: „Jehen Sie!“ un schob mir 'raus aus det Zimmer.“

„Und das haben Sie sich ruhig gefallen lassen?“

„Na, was sollt' ich 'n machen! ... Wie ick mir 'rumdrehe, da steht Fräulein Ilona hinter mir, wie 'n Jeist, so blaß un verforben, und wie ick ihr jrade noch ansehen wollte, da war ick ooch schon draußen!“

„Aber dabei müssen Sie sich den Mann doch angesehen haben!“

„Na, wat soll ick Ihnen denn det nu immer wieder sagen: nee, ick hab' 'n mir nich anjesehn! Ick war froh, wie ick draußen war! ... Det is doch

keene Anjenhmlichkeit nich, mit so'n Verbrecher in eene Stube! ...“

„Und nun warteten Sie draußen?“

„Ja, ick habe jehorcht! ... Ick scheniere mir janich, det ick det sage!
...“

„Na, da hörten Sie doch, was drin gesprochen wurde?“

„Jeheert hab' ick et woll, bloß nich vastanden!“

„Wieso? Sprachen sie so leise?“

„Nee, janz laut, man bloß in 'ne ausländ'sche Sprache ...“

„In welcher denn?“

„Na, det weeß ick doch eben nich! Ick spreche Deitsch un Berlinisch, det is allens! ... Wie soll ick 'n det vastehn? ... Ick bin in de Pantinenschule jejang'n, wie ick kleen war, da lernt man keene so'ne fremden Sprachen nich! ...“

„Aber er kam doch wieder heraus, der Mann ... Da hätten Sie ihn doch nu eigentlich sehen müssen?!“

„Müssen? Wat heeßt müssen? Mit eenmal jing de Tiere uff, mit so'n Ruck, det ick beinah hintenüber flog, un da war er ooch schon bei mir vorbei, immer den Aaltopp vor de Neese jehalten, det ick ihm nich sehen sollte ... Un denn kiek't' ich doch ooch jleich nach mein Fräulein! ... Wat jeht mir denn der Kerl an! ... Ick sage Ihn', der war wech, wie der leibhaftige Deibel! ... un wissen Se, Herr Kommissar, so hat er auch ausjesehn! Ick habe nachher noch darüber nachjedacht, da dacht' ick: es war am Ende wirklich so wat Übernatürliches!“

„Wie kamen Sie denn dazu, so etwas zu glauben?“

„Na, so, Herr Kommissar ... un denn, wissen Se, wie ich nachher wieder drin war bei Fräulein Ilona, bei's Ankleiden, da fragt' ich ihr doch! ... Un wissen Se, was se da sagt? – Ich soll doch nich so'ne dummen Redensarten machen! sagt se, es wäre ja ieberhaupt keener nich dajewesen! ... Na, dacht ich, nu schlägt's aber dreizehn! ...“

„Was sagten Sie denn darauf?“ fragte der Kommissar dazwischen.

„Na, was soll ich denn jesagt haben dadruff? ... Ich bin stille jewesen! ... Bei's Theater jewehnt man sich an manchem, Herr Kommissar! Da heißt's: halt's Maul un sing de Wacht am Rhein, wenn de lange beibleiben willst!“

Der Kommissar nickte freundlich.

„Ich denke, wir entlassen Frau Weißgerber jetzt ... Ich werde Sie ja wohl später noch einmal vernehmen. Vorläufig danke ich Ihnen! Und

schicken Sie uns gleich den Logenschließer Bauke!“

Der kam, ein weißköpfiger Alter und offenbar keine Geistesleuchte, vielleicht hatte er auch kein ganz reines Gewissen. Jedenfalls wußte er weiter nichts, als daß ein elegant gekleideter Herr ihn mit einem Brief zu Fräulein Sebraczety geschickt hätte. Wie jener es fertig bekommen hatte, in den doch stets verschlossenen Bühnenraum und so nach der Garderobe des Fräulein Sebraczety zu gelangen, dafür konnte oder wollte der Alte keine Erklärung geben.

Dr. Splittericht fragte und mühte sich noch mit ihm, als die Telephonklingel ging und Graf Zeinfeld an den Fernsprecher gerufen wurde.

IX.

In der Telephonzelle nahm der Graf mit einem leisen Zittern in der Hand den abgehobenen Hörer vom Pult:

„Hier Graf Zeinfeld – wer dort?“

„Ach, Herr Graf, hier ist Hedi ... das Mädchen von Fräulein Sebraczety ... ja! ...“

„Ach Sie sind es! ... Was ist denn? ... Sie weinen ja! ... Weinen Sie doch nicht! ... Sagen Sie mir doch ruhig, was ist! ... Was ist denn passiert?“

Er hörte eine Weile nur das Schluchzen des Mädchens, das immer vergeblich sich zu reden bemühte, und seine eigene Unruhe stieg mit jeder Sekunde.

„Haben Sie etwas gehört vom gnädigen Fräulein?“

„Nein, Herr Graf ... nein ... ach! ... ich ...“ Sie erfüllte den Apparat mit lautem Schluchzen.

„Ist Ihnen denn etwas zugestoßen? War irgend jemand dort?“

„Nein ... nein ... aber ... ich habe den Herrn Grafen ... schon heute früh antelephoniert ... in seiner Wohnung ... aber ... Herr Graf waren schon fort ...“

„Ja, das stimmt ... aber was haben Sie nur? ... So reden Sie doch endlich!“

„Ich will ja auch, Herr Graf, ich will ja ... ich ... ich ...“

Und wieder verscholl alles andere in der unbeherrschten Weichheit des Mädchens.

„Also gut, ich komme sofort zu Ihnen! ... Warten Sie auf mich! ... Hören Sie? ...“

„Jawohl, Herr Graf ... ja ...“

Zeinfeld hatte des Mädchens krampfhaftes Weinen noch im Ohr, als er aus der Telephonzelle hinüber in des Direktors Zimmer ging.

„Ich bin von dem Mädchen von Fräulein Sebraczety angerufen worden.“ Er bewahrte mit großer Anstrengung seine Haltung. „Ich werde vor allem mal dorthin fahren ... Sie begleiten mich doch, Herr Doktor?“

Der Kommissar sah den Sprechenden an, und es entging ihm nicht, wie sehr Zeinfeld mit seiner inneren Angst kämpfte; er wollte ihn deswegen vor allen Dingen hinausbringen, begrüßte den Direktor und die Schauspieler und stand eine Minute später mit dem Aristokraten auf der Straße.

Der drückte ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen, lieber Herr Doktor! ... Ich hätt' es auch nicht länger ausgehalten unter diesen schwatzenden, gleichgültigen Menschen! ... Es kann ja nicht jeder das fühlen, was ich empfinde ... aber für mich ... ist es beinah' zu viel! – Was erwartet uns nun wieder dort, in Ilonas Wohnung?“

„Ruhe, lieber Herr Graf, nur Ruhe! ... Ein weinendes Dienstmädchen ist noch kein Grund, den Kopf zu verlieren! ... Wo wohnt denn Fräulein Sebraczety? ... Ach ja, Sie sagten schon: Würzburger Straße 20 ... “

Der Chauffeur des Grafen hatte die letzten Worte gehört, die der Kommissar lauter sprach. Er sah seinen Herrn fragend an, der nickte beim Einsteigen.

Und der Motor sang seine Weise. Das Auto fuhr durch den Tiergarten nach Westen, über den Königsplatz, dessen blühender Rotdorn über dem sonnefunkelnden, von Spindelfontänen erfrischten Rasen, seine purpurnen Girlanden hoch aufflackern ließ. In der wonnevollen Luft lachte der Frühling und schwang sich strahlend und jauchzend empor zu der goldenen Göttin, die ihre Arme erhob, um ihm, dem Sieger, ihren Kranz zu reichen.

Die beiden Männer hingen ihren Gedanken nach. Des Kommissars Art war es nicht, unnötig zu reden, und dem Grafen hätte jetzt jedes Wort wehgetan. Er verzehrte sich in Unruhe, welche Hiobsbotschaft ihm nun wieder kommen werde, und atmete hoch auf, aus tiefbefreitem Herzen, als der blaue Wagen vor dem Hause hielt, in dem die Liebste wohnte – nein, ach nein! in dem sie gewohnt hatte, bis die dreimal verfluchte Hand eines Schurken sie hinausgerissen hatte, aus ihrem sonnigen Eden in ein furchtbares Dunkel ...

Das Mädchen hatte die Herren schon aus dem offenen Fenster gesehen. Es stand weinend in der Korridortür, als die beiden schnell, der Graf dem Kommissar immer noch voran, die Treppe hinaufstiegen.

Auch jetzt brachte sie nur unzusammenhängende Sätze hervor: „... sie hätte doch nichts dafür gekonnt! ... und es wäre ihr doch so gräßlich gewesen ... so furchtbar gräßlich ... darum ... hätte sie bei ihrer

Freundin geschlafen ... so allein in der Wohnung ... nein, das hätte sie einfach nicht ausgehalten ... und jetzt ... jetzt ...“

Sie fing laut an zu schreien und lief vor dem Grafen und dem Kommissar her, bis in das Boudoir.

Da sah Zeinfeld, was geschehen war ... Auch dem Kommissar wurde aus den herausgezogenen Schubfächern, den offenen Schranktürchen und den am Boden liegenden Papieren der Zusammenhang der Dinge bald klar.

Er nahm sich sofort und sehr energisch die weinende Hedwig vor.

„Hören Sie mal jetzt auf zu weinen! ... Und erzählen Sie auf der Stelle, was sich seit gestern nacht hier zugetragen hat! ... Sonst nehm' ich an, daß Sie mit dem Täter im Komplott sind, und muß Sie verhaften!“

Das half ... Vor Schreck versiegten dem Mädchen die Tränen.

„Ich? ... aber mein Gott, Herr ... Herr ...“

„Ich bin Kriminalkommissar.“

„Herr Kriminalkommissar, was soll ich denn damit zu tun haben? Das kann man doch von mir nicht verlangen, daß ich die Nacht hier zubringen soll, in der Wohnung! Sie sehen doch, wenn ich hier geblieben wäre, dann hätt' er mich sicher auch ermordet!“

„Wo waren Sie also die Nacht über?“

„Bei meiner Freundin ... Bei Fräulein Emilie Gottschalk, die hier unter uns dient, bei Geheimrat Schröter ...“

„Holen Sie sie mal gleich herauf!“

„Die silberne Schatulle, in der Ilona ihren Schmuck aufbewahrte, scheint zu fehlen,“ sagte der Graf halblaut.

„Dann gehen Sie nicht fort ... bleiben Sie hier!“ sagte Dr. Splittericht schnell. „Ich werde mir das Fräulein selber 'raufholen! ... einen Augenblick, Herr Graf!“

Der Kommissar verließ das Zimmer.

Das Mädchen hatte vor dem ungerechten Verdacht ihre Tränen verloren, es sah trotzig vor sich hin.

„Wie können Sie sich nur solche Ungelegenheiten machen?“ sagte der Graf ein bißchen verlegen, denn ihm selber wollte es nicht so recht scheinen, als habe Hedwig mit dem Abhandenkommen der Schmuckschatulle etwas zu tun.

„Ich mir?“ Sie lachte schnippisch, „wieso denn, Herr Graf? ... weil sich Fräulein Sebraczety von irgendeinem hat entführen lassen?“

„Schweigen Sie!“ sagte Zeinfeld streng und gab sich alle Mühe, seine schmerzvolle Wut nicht merken zu lassen.

„Ja, jetzt soll ich schweigen, weil ich sage, was is ... aber natürlich unsereiner, den kann man ja alles aufladen! ... wer weiß, wer den Schmuck hat ... ich ...“

„Sie sollen still sein! Ich will Ihre törichten Worte nicht hören, verstehen Sie mich denn nicht?“

Der Graf hatte, trotz seiner tiefen Empörung sich auch jetzt noch beherrschend, doch mit einer so verhaltenen Heftigkeit gesprochen, daß das Mädchen erschrocken verstummte.

Gleich darauf kam der Kommissar mit der schwarzen Emilie. Das war eine von den Mundfertigen, die sich so leicht nicht zähmen lassen.

„Was,“ sagte sie und sah den Grafen wie den Kommissar groß an, „wir sollen den Schmuck jemopst haben! Na, ich jloobe jar! ... Jestern abend, so nach elfe, da kommt meine Freundin bei mir runter, janz aufgelöst un weint ejal weg, se will nich hier oben schlafen, se kann nich! ... Ihr Fräulein is von eenen entführt, von wen, weiß se nich, un wenn der wiederkommt, denn macht er ihr vielleicht ooch kalt! ... Na, was soll' ich denn da machen? Da hab' ich se bei uns schlafen lassen, das is doch Christenpflicht! ... Wenn se nu ohnmächtig wird hier oben, oder 's passiert ihr sonst was?!“

„Na, und wär' et denn etwa nich?!“ warf sich nun die kleine Blonde mit einer Leidenschaftlichkeit, die ihr der Graf gar nicht zugetraut hatte, in die Debatte, „er ist doch noch mal dajewesen, der Mörder! Das sehen Se doch! Wer soll'n denn sonst hier drin 'rumjekramt haben!“

Dem Grafen war's, als drehte man das Schwert in seiner Herzenswunde um und um. Er nahm den Kommissar beiseite.

„Lassen Sie die Mädchen gehen, lieber Herr Doktor, ich halt's nicht aus! ... Man sieht's ja doch, daß sie die Wahrheit sagen! ... Die Hedi is bei Ilona gewesen, solange ich meine Braut kenne; sie war stets 'n ordentliches Mädchen, immer fleißig und treu ... und dann, ich kann das auch nicht länger mitanhören!“

Dr. Splittericht nickte. Auch ihm sagte sein sicherer Instinkt, daß diese beiden da mit dem Verschwinden des Schmucks nichts zu tun hätten. Trotzdem wollte er die Mädchen noch nicht ganz aus den Fingern lassen.

„Sie können beide vorläufig gehen!“

Doch die beiden Dienenden hatten sich inzwischen auch heimlich verständigt.

„Vorläufig?“ sagte Hedi ganz keck und Emilie setzte hinzu:

„Ich jehe sowieso ... Wenn Se von mir was wollen, denn können Se mich jederzeit finden, hier unten, eine Etage tiefer ... Dis wäre ja noch schöner! ... hahaha! ...“

Sie lachte laut und ungeniert, und der Kommissar mußte sie ernstlich ermahnen, sich angemessener zu betragen; auch dann wandte sie sich böse maulend zur Seite.

Hedwig sagte:

„Ich bleibe auch nicht ... Fräulein Sebraczety ist fort ... aber wer gibt mir nun mein Geld? Ich habe doch noch bis zum 1. Juli mein' Lohn zu kriegen!“

Mit einem ganz kranken Gesicht nahm der Graf seine Briefftasche heraus, reichte dem Mädchen einen Schein und sagte:

„Genügt das?“

Nun wurde sie kleinlaut.

„Aber ich bitte, Herr Graf, das ist ja zu viel!“

„Lassen Sie doch und dann gehen Sie bitte! Ja, gehen Sie!“

Die Tränen stürzten dem Mädchen, das ja kein böses Herz hatte, wieder aus den Augen.

„Herr Graf ...“

„Ja, ja, Hedi, es ist gut ... ich habe nur jetzt mit dem Herrn Kommissar allein zu reden!“

Die Mädchen gingen. Hedwig mit einem letzten, verlegenen Gruß, die andere mit dem trotzig resoluten Gebaren der Dienenden, die nicht mehr an die Güte der Herrschenden glauben, die ihre Arbeit für einen möglichst hohen Betrag verkaufen und jedes Gefühl als eine lästige Zugabe betrachten.

Dann sahen die beiden Herren die offenen Schubfächer und Kasten nach. Rechnungen fanden sich, Noten und Textbücher und, mit einem dunkelroten Seidenband gebunden, die sämtlichen Briefe, die Graf Zeinfeld an Ilona geschrieben hatte. Auch Photographien aus ihrer Bühnenzeit ... aber nichts ... nichts, was über ihr früheres Leben hätte Aufschluß geben können!

Ganz zuletzt, als der Kommissar ein Notenheft durchblättert, fiel eine Photographie heraus, die er mit einem „Aha! ... sehen Sie! ...“ dem

Grafen hinhielt.

Der sah mit seinen vom Schmerz getrüben Augen das Bild an. Es war eine jener sogenannten Testphotographien, die die Schauspielerin darstellte, die schönen Glieder in einen durchsichtigen, gazeartigen Stoff gehüllt, in horizontaler Lage frei im Raum schwebend. Das edle Gesicht mit den festgeschlossenen Augen, der Todesstarre um Mund und Nase, verriet den somnambulen oder hypnotischen Zustand der Photographierten, die mit geschlossenen Lenden und fest am Körper liegenden Armen, den Eindruck einer wunderschönen Mumie machte.

„Das ist mit großer Raffiniertheit gearbeitet,“ sagte der Kommissar, „solche Photos findet man nicht selten in spiritistischen Zirkeln, nur nicht so vorzüglich in der Ausführung ... Das verblüfft natürlich jeden ... aber sehen Sie sich's bitte mal hierdurch an, Herr Graf!“

Dr. Splittericht holte eine Lupe aus seiner Westentasche und reichte Zeinfeld Bild und Vergrößerungsglas.

„Sehen Sie jetzt? Die Figur ist aus einem anderen Photo herausgeschnitten und dann auf dieses aufgeklebt, und so im ganzen noch einmal getypt ... Aber das alles ist so glänzend gemacht ... Der Gauner, mit dem wir es hier zu tun haben, ist in seiner Art Künstler ...“

„Was sagt uns das?“ fragte der Graf und seine Stimme klang bange und mutlos.

„Vorläufig nicht viel ... Aber trotzdem ist das Bild wertvoll ... es bestätigt, was Sie mir vorhin erzählt haben und es läßt den Verdacht in mir zur Gewißheit werden: jener Salvioli aus Frankfurt am Main und der Entführer des Fräuleins hier ist ein und dieselbe Person ... denn ganz ähnliche Photographien habe ich damals bei den Frankfurter Spiritisten auch gefunden ... Und dann, Herr Graf, meine, des Kriminalisten, Arbeit ist eine Kette, die aus vielen Einzelgliedern besteht ... mir ist, als hätt' ich mit dieser Photographie das erste wichtige Glied gefunden ...“

X.

Dr. Splittericht saß an seinem Schreibtisch in dem kahlen Bureau, dessen Nüchternheit ihm ganz entging, das ihm allgemach zur lieben und vertrauten Arbeitsstätte geworden war.

Eben war er beim Chef gewesen und hatte von dem ernstesten, arbeitsfreudigen Manne, der von seinen Beamten dasselbe Maß von Eifer und Pflichttreue verlangte, Worte gehört, die einen anderen vielleicht verstimmt hätten.

„Sie haben sich da wieder mit einer neuen Sache belastet, Herr Doktor. Ich meine diese mysteriöse Affäre mit der Sebraczety, bei der ich überhaupt nicht recht weiß, ob es sich da um ein Verbrechen handelt ... Sehen Sie mal: eine Schauspielerin, 'ne Persönlichkeit, der man ja gewiß nichts Schlechtes nachsagen kann, aber ... die Vergangenheit der Dame ... ich meine, da sieht man doch absolut nicht klar ... Ihre Nachforschungen haben doch nach der Verbrecherseite bisher nichts Positives ergeben ... Mit fünfzehneinhalb ist die Sebraczety von Budapest fort, mit diesem Dr. Koloman, Professor Andoschin, oder wie sich der Kerl sonst noch genannt hat ... das haben Sie bisher herausgefunden ... das ist eigentlich bis jetzt alles! ... Offenbar ein ganz gewöhnlicher Hochstapler, der Kerl! ... Sie lächeln. Sie meinen, ein gewöhnlicher Hochstapler ist er nicht? ... Zugegeben ... Aber was will das sagen? ... Er hat sie damals entführt, ist überall in der Welt mit ihr herumgezogen und jetzt ist sie wieder mit ihm auf und davon! Nachweisen läßt sich ihr Aufenthalt erst seit Ende 1914, wo sie erst ein halbes Jahr am Varieté und dann hier am Goethe-Theater war ... Sie wollen sagen, der Graf steht für sie ein – richtig! Aber ist etwa der Geschmack dieser blaublütigen Herrschaften immer so exklusiv in Liebesdingen? ... Wir beide, Sie und ich, wir kennen sie doch! ... Nee, wissen Sie, ich muß gestehen, ich habe den Eindruck: Sie vergeuden da Ihre schöne Zeit umsonst ... Das ist so, wie in den meisten Fällen, wo junge Frauenzimmer vermißt werden, erst heißt es immer: Verbrechen! und nachher kommt irgendeine dumme Liebesgeschichte heraus ...“

Ohne das geringste Zeichen, wie er selbst über die Angelegenheit dächte, fragte Dr. Splittericht:

„Wenn Herr Geheimrat wünschen, soll ich also die Sache fallen lassen. Oder soll ich sie vielleicht weitergeben, an einen von den anderen Kollegen?“

Der Chef winkte abwehrend:

„Nee, nee, das is auch nicht das Richtige! Wir sind da in so'ner Art Zwickmühle! Einmal besitzt Graf Zeinfeld, der, wie Sie wissen, immens reich ist, großen Einfluß, und man würde es uns vielleicht verargen, wenn wir allzu offen mit unserer Ansicht ...“

Der Chef unterbrach sich und sah seinem Kommissar, von dessen Fähigkeiten er überzeugt war, prüfend in das bewegungslose Gesicht.

„... Mir scheint beinah', lieber Doktor, daß wir da gar nicht der gleichen Ansicht sind. Sie und ich! ... na, jedenfalls empfiehlt es sich, mit aller Vorsicht zu Werke zu gehen. Bloß das eine bitt' ich mir aus: die andere Sache, der Mord an der Witwe Meyer, darf dadurch auch nicht einen Moment in den Hintergrund gedrängt werden ... Hier liegt doch ein großes, allgemeines Interesse vor! Und schließlich ist die Kriminalpolizei wohl nicht so sehr dazu da, verwickelte Liebesaffären zu entwirren, wie wirkliche Kapitalverbrecher zu eruieren!“

Damit hatte der Geheimrat ihm die Hand gereicht, was er selten tat, und Dr. Splittericht war hinuntergegangen, die öden Korridore entlang, die immer in einem stillen Halbdunkel lagen, die Steintreppe hinab, in sein Bureau, wo Braun ihn erwartete.

Der machte eine Meldung über das Resultat, das die Arbeit von etlichen Tausenden von Polizeibeamten gehabt hatte. Alle waren sie mit einer Beschreibung des an der Mordstätte in der Mariendorfer Straße 19 gefundenen braunen Lederhandschuhs und der blauen Seidenschnur versehen worden, mit der die alte Frau erdrosselt war. Alle waren sie damit in die Posamenteriegeschäfte, in die Weißzeugläden und Modebasars gegangen und hatten überall nachgefragt, ob man sich erinnere, Handschuhe oder Schnur von solcher Beschaffenheit an irgendeine Person verkauft zu haben ...

Das war das sogenannte „Siebssystem“, dessen richtiges Funktionieren von der pflichtmäßigen Lösung der Einzelaufgabe jedes einen Beamten abhing. Den sämtlichen Polizeien Deutschlands und den großen Stationen des Auslandes waren Photogramme beider Gegenstände und erläuternde Zirkulare übermittelt; und ein Heer von Agenten, von Leuten, die sich für drei Mark Diäten am Tage an allen dunklen Plätzen umhertrieben, wo vielleicht doch etwas aufzuspüren war, das ganze Aufgebot der Polizeivigilanten, die, ehemals selbst Verbrecher oder noch

mit einem Fuß im Ungesetzlichen stehend, ihre Genossen für wenige Groschen verraten, Männer und Weiber, selbst Kinder aus jenen Elendskreisen – alles war auf den Beinen, um den Mörder mit der blauseidenen Schnur zu fassen.

Welch eine Fülle von Anzeigen ging täglich bei der vierten Abteilung ein! Die lächerlichsten und dümmsten Bekundungen, Dinge, die monatelang vorher passiert waren; Denunziationen, denen der Stempel der Gemeinheit aufgeprägt war; Ströme von Haß und Wut auf einen Geliebten, der treulos, nun für eine andere schwärmte; die Wichtigtuerei der kleinen Leute und die Borniertheit derjenigen, die jetzt in jedem Manne, der einmal braune Handschuhe getragen hatte, den Mörder sahen!

Und alle diese Anzeigen, die die Aktenstöße immer mehr anschwellen ließen, mußten gesichtet und geprüft werden! Wie viele Unschuldige brachten dadurch Tage und Nächte im Polizeigewahrsam zu, erlebten qualvolle Stunden!

Nie sah man deutlicher die Häßlichkeit und das Unzulängliche in der Menschennatur! ...

Und es blieb einzig die Ruhe, das Gleichmaß und der ernste Wille der Beamten zu bewundern, niemandem mehr wehe zu tun, als im Interesse der Allgemeinheit geboten war ...

„Bis jetzt haben wir so gut wie gar nichts heraus, Herr Kommissar,“ sagte Braun, „bloß eine alte Frau, die immer vor'm Hause sitzt, weil sie an beiden Beinen gelähmt is, die will einen großen Herrn gesehen haben, der nach ihrer Ansicht sehr elegant war ... aber was verstehn solche Leute alles unter „elegant“! ... ja, die will den aus dem Hause haben gehen sehen ...“

„Zu der fraglichen Zeit?“

„Ja, sie sagt sogar ganz genau: der Milchmann wäre eben mit seiner Kanne 'rausgekommen – es ist der Molkereibesitzer Lehmann – und der hätte sich mit der Adelband, was die Aufwärterin is, noch unterhalten, und die Kruschke, die Portierfrau, die wäre auch mit 'rausgekommen ... Und wie die alle drei weg waren, da kam der Herr ...“

„Wie war er gekleidet? Weiß sie das noch?“

„Ja, das hat sie sogar mit einer merkwürdigen Sicherheit behalten: er hatte solchen Schwalbenschwanz an – einen Cutaway meint sie – dunkel – also wahrscheinlich: schwarz – und dann ein leuchtendes Vorhemd – das heißt also tiefausgsschnittene Weste – und Lackstiefel ...“

„Danach ist er also schon vom Abend vorher mit der Meyer zusammen gewesen,“ warf der Kommissar ein, „und hat wahrscheinlich auch bei ihr genächtigt ...“

„Ja, aber das Merkwürdige ist, Herr Kommissar, er hat einen Mantel, auch 'n schwarzen, über'n Arm getragen, hat 'ne Tüte in der Hand gehabt, 'ne ziemlich große Tüte, und auf dem Kopf 'ne kleine, graue Seidenmütze ...“

„Und das weiß die Alte so genau?“

„Ja, sie sagt: er wäre ihr aufgefallen, weil er so gar nicht 'reinpaßte in das Haus ... und tatsächlich hat sie's auch gleich ihrer Enkelin erzählt, als die zu Mittag nach Hause gekommen ist! ...“

„Und Sie halten die alte Frau für glaubwürdig?“

„Soweit man da „ja“ sagen kann, Herr Kommissar, ja! ... Sie wissen doch selber, was so'ne Leute manchmal für 'ne Phantasie haben, nu besonders noch Frauen! ... Es stimmt bloß alles so gut ... ich meine sogar: zu gut!“

Der Kommissar blickte nachdenklich, die blaue Seidenschnur in seiner Hand drehend, vor sich hin, dann sagte er, als wäre er allein und spräche zu sich selber:

„Der Mantel, der könnte stimmen, den hatte er zusammengefaltet ... aber die Mütze ... daß er keinen Zylinder getragen hat ...“

„Warum denn 'n Zylinder, Herr Kommissar?“

„Ach ... ich meine nur so ... zu solchem Anzug gehört doch eigentlich ein Zylinder ...“

„Aber die sind doch total außer Mode, Herr Kommissar! Wer trägt denn jetzt 'n Zylinder?“

Dr. Splittericht fragte, statt zu antworten:

„Hat sie sein Gesicht gesehen?“

Der Beamte schüttelte den Kopf.

„Nein, er wollte zwar erst zu ihr hin ... nach der Richtung, wo sie saß ... Aber sowie er merkte, daß er beobachtet wurde, drehte er kurz um und ging schnell fort ... Sie sagt auch, die Sonne wäre so grell gewesen ...“

„Und die Haarfarbe?“

„Die war dunkel, das hat sie gesehen, weil die helle Mütze dagegenstand.“

„Eine Reisemütze also?“

„Ja, so was war's wohl ...“

„Das haben Sie alles gut festgelegt?“

„Alles, Herr Kommissar.“

„Na, nu sehen Sie sich nochmal die Schnur hier an ... Wo, meinen Sie, stammt die her?“

Der Beamte betrachtete und prüfte die festgedrehte, aus feinsten Seide bestehende und lichtblau glänzende Kordel genau, dann meinte er: „Wo sie herkommt, kann ich nicht sagen, aber mir fällt auf, daß sie an beiden Enden scharf abgeschnitten ist ... und die Schnitte sind wohl erst vor kurzer Zeit gemacht worden, wahrscheinlich, als der Mörder sie gebraucht hat ... vielleicht waren da Knoten dran ...“

„Oder seidene Quasten! ... Sehen Sie, lieber Braun, im letzten Grunde muß man doch alles selber besorgen. Ich bin gestern in ein erstes Damenmodemagazin gegangen, da haben mich die Leute darauf gebracht ... Die Schnur stammt von einem Damenschlafrock, vielleicht auch von einer sogenannten Matinee oder am Ende auch von einem Bademantel ... Der Mörder hat sie also von einem weiblichen Kleidungsstück her, hat sie am Ende seiner Geliebten fortgenommen ... Das Kleidungsstück dürfte französischen Ursprungs gewesen sein, kann aber ebenso gut hier gekauft sein wie in Paris oder sonstwo ... Und ob es einer Dame oder einem Frauenzimmer gehört hat oder noch gehört, das wissen wir auch nicht ...“

Der Kommissar sah plötzlich, wie es seine Art war beim Verhör der ihm vorgeführten Missetäter, aufwärts und bemerkte das leichte Lachen, in dem sich der blonde Reiterschnurrbart des Unterbeamten hob.

„Sie meinen, lieber Braun, damit bin ich auch noch nicht weiter ... Und da haben Sie von Ihrem Standpunkt aus ganz recht ... aber ich sehe vielleicht weiter ...“

Der Kommissar sprach nicht mehr, sein Kopf senkte sich; es war, als schliefe er ein ...

Braun, der die Art seines Vorgesetzten kannte, ging auf den Zehenspitzen hinaus. Sein Kommissar dachte nach, und das war nach seiner Überzeugung wertvoller und mehr, als wenn zehn andere durch ganz Berlin rennen!

XI.

Die junge Frau, die, eine Riesengießkanne in den kräftigen Händen, zwischen den Tomatenbeeten die schmalen Stege entlangging und die Pflanzen begoß, fand dabei doch Zeit, sich mit ihrer Nachbarin zu unterhalten.

„Ihr habt's jut,“ sagte die Gärtnersfrau, „wenn ihr beide eure zwanzig Ziejen abjemilcht habt, du mit dein' Mann, denn braucht er die Milch bloß noch nach Berlin fahren, denn seid ihr fertig ... Und habt jeden Tag euer schönes Jeld ... wir ... bei uns wird die Arbeit nich alle ... un wenn's denn noch so heiß is wie jetzt, un man muß ejal jießen, denn is't rein zum Hinwerden!“

Dabei sah sie so gesund, so blühend mit ihren Apfelwangen aus, die junge Gärtnerin, ihre Arme hoben sich, die schwervolle Zinkkanne fassend, mit solch einem Schwung von dem prallen Mieder, daß es war, als schreite der lachende Sommer selber zwischen Baum und Pflanze dahin.

Die andere, eine magere Brünette mit leidenschaftlichen, dunkelumrandeten Augen, lachte geschmeichelt. Ihre Ziegenwirtschaft brachte Geld ein und die Arbeit war wirklich nicht schwer, aber sie hatte einen alten Mann, den sie nicht liebte, und sagte das der Freundin ungeniert.

Die lachte.

„Ich wer' dir von meinem 'n Stück abgeben! ... Der ist mehr wie zu jung ... Auf 'n Wochenmarkt in Lichterfelde muß ich die Augen überall haben. Da is so'ne Fleischermamsell ... so'ne Dicke ... ich weiß janich, was er an der find't ... Aber die Hauptsache is doch's Geld! ...“

„Na, ihr müßt doch jetzt schön verdienen an eure Sommerjäste, nicht wahr?“

„Na ja ... 's jeht ja so ... aber wir haben doch auch unse besten Stuben hinjegeben ... die janze Unterwohnung ... un dafür hundert Mark 's Monat ...“

„Hundert Mark?“

„Na ja, is dis etwa viel? ... Dafor wohnen wir jetzt in die Brummhitze auf'n Dachboden!“

„Was is 'n der Herr?“

„Ach, der war früher so'n Professor ... weißte, er hat so'ne großen Ölbilder jemalt un muß viel Jeld dafor jekriecht haben ... ja ... aber nu hat er 'n Augenleiden ... ja ... an Tag darf er überhaupt nich ausjehn, bloß bei Nachtens ... Un denn führt 'n seine Frau, wenn er doch mal 'rauskommt. Und weißte, Jenny, das is jrade so'n Alter wie deiner, aber sieht noch janz statiös aus, un sie is ooch so jung, hechstens zwanzig, mehr is se bestimmt nich ... Na, du hast se ja schon jesehn ... So was von Scheenheit wie die! ...“

„Ja neulich, wie se bei uns vorbeijekomm' is, hinten uff'n Feldweg ... wegjehn tut die woll ooch so jut wie janich?“

„Nee, wo kann se denn? Er läßt ihr ja nich 'n Oogenblick aus seine Mache! ... Is woll ooch eifersüchtig ... ick weeiß bloß nich uff wen? ... Uff mein' Mann etwa? ... Na, det is doch nischt for den! ... So'ne feine Dame! ...“

„Na, weißte, die Feinen sind manchmal jrade so! ...“

Die Gärtnerin strich über ihr prachtvolles, korngoldenes Haar und lachte:

„Ha! ... die nich! ... Die is überhaupt wie'n Engel! ... So schön, wie se is, so jut is se auch! Wie neilich unser Kleener krank war, da hat se'n jepflegt un jemacht un an sein Bettken jesessen – am liebsten wär' se janich wieder wechjengan von ihn! ...“

„Liebt se denn ihren Mann nich?“ fragte die in ihrer Ehe Unzufriedene.

„Ich weiß ja ooch nich ... bei so'ne reichen Leute, da weiß man ja nie! ...“

„Is er denn so sehr reich?“

„Janz furchtbar ... Ich habe neilich 'ne Halskette uff'n Tisch liejen sehn aus lauter Diamanten, un da hab' ich se jefragt, die Frau Professor, un se sagte, 's hat zwanzigdausend Mark jekost! ... Zwanzigdausend Mark ... soviel is unser janzet Haus nich wert! ...“

„Un dis hat er ihr jeschenkt?“

„Na, muß doch woll! Aber se hat noch viel mehr ... Ringe un Armbänder, un allens in so'n jroßen, silbernen Kasten, mit Engelkens un Blumen drauf, un alles aus Silber! ...“

„Aber er liebt ihr?“ fragte die Dunkelhaarige mit den Flackeraugen.

„Muß doch woll! ... Wenn se bloß mal 'n bisken bei mir in Jachten kommt, denn schreit er schon: „Ilona! Ilona!“ Ooch 'n komischer Name, was? ... Die is ungarisch ... sie is nämlich aus Ungarn ...“

„Un wie heißt er?“

„Professor Koloman, er is aus Böhmen ... aus Prag, glaub' ich ...“

„Wie du dis bloß alles so behältst!“ staunte die Ziegenwirtin.

„Na, ich hab' 'n doch selbst angemeldet uffs Amt,“ meinte die andere selbstbewußt. „Aber nu muß ich 'rein bei se un fragen, ob se Salat haben will ... den essen se nämlich furchtbar jerne, zu jede Mahlzeit! ...“

„Is es wahr, daß er schon janz weiße Haare hat?“ fragte die Brünette, die Freundin zum Hause hinbegleitend.

Sie nickte:

„Jawoll, un sojar Locken! So'ne janz langen weißen Locken un 'n weißen Bart, der reicht 'n bis auf de Brust ... un dabei so'ne schwarzen Oogen ... wie deine! ... Wenn der een ankuckt, des jeht einen durch un durch!“

„Na, du!“ Die Ziegenwirtin lachte, „nimm dich man bloß in acht!“

Die runde Hand der Blondin winkte weit ab:

„Ach der! ... dis is ja doch schon 'n Jreis!“

„Na, du siehst doch, er hat doch ooch 'ne janz Jungsche!“

Sie standen am Hauseingang, die Brünette mit neugierig verlangenden Augen in den dämmrigen Stiegenflur blickend, daß die andere leise spottete:

„Soll ich 'n dir mal 'rausschicken, Käthe, ja?“

„Um Jottes willen!“ rief die Ziegenwirtin und rannte in gespielter Angst den Heckenweg hinauf bis an den von Fliederbüschen bewachsenen Zaun; da verschwand sie durch eine Lücke im Gebüsch.

Die Blonde lachte noch, wie sie ins Haus trat. Und war eben auf dem Treppenabsatz, als die Tür, die in die Parterrewohnung führte, aufging und ein Frauenbild heraustrat, dessen feiner blasser Mund von vielem Leide sprach. Die Wangen schmal und blutlos, die Nase so fein, in ihrem zarten Flügelpaar wie vom Schmerz gezeichnet, und darüber unter herrlichen Brauen zwei Augen von einer unergründlichen Tiefe ...

Man konnte eine ganze Weile hineinsehen, in diese seltenen Sterne; dann fand man erst, daß sie blau waren, veilchenblau, aber durchsichtig und nicht zu ergründen, tief wie ein Märchenbrunnen ...

Und wenn sie lächelte, wenn dieser kleine, sanfte, unschuldige Mund lachen wollte, dann war's dem, der sie ansah, als küßten ihn die Anmut und die Lieblichkeit selber ...

Sie trug ein glattes Kleid aus silbrigem Samt mit einem buntgestickten Gürtel, und ihre langen, schwarzen Haare waren zu Zöpfen geflochten, die bis weit über den Gürtel fielen. Das machte sie noch jünger; wirklich wie ein Mädchen war sie oder wie eine reine Jungfrau, die doch schon allen Weibes Weh erfahren hat.

Die Gärtnersfrau wunderte sich mit ihrem frohen, blonden Gesicht immer wieder ... Und wie die andere sprach und sich dieser süße Menschenlaut ins Ohr der blonden schmeichelte, da hätte diese, die doch sonst recht geizig war, gern ihr alles gegeben, um länger noch bei der Schönen zu sein und noch mehr mit ihr reden zu dürfen.

Aber nachdem die Frau mit den schwarzen Zöpfen ihre Wünsche für das Abendessen genannt hatte, verschwand sie wieder in der Wohnung, die der Professor Koloman für sich und seine Gattin den Sommer über dem Gärtnerhepaar abgemietet hatte.

Die Tür ging hinter ihr ins Schloß, da stand Ilona Sebraczety in der Stube und hörte, wie nebenan eine Stimme auf Französisch sagte:

„*Ma tonnère*, du erbärmlicher Spitzbube! *Tête chochon!* ... Kommst du her, um mir mein ganzes Geld abzunehmen?!“

Ein anderer lachte. Karten fielen auf den Tisch, Geld klirrte, und der erst gesprochen, fluchte in allen Sprachen.

Plötzlich rief er:

„Ilona!“

Die Frau ging bis zur Tür, die wohl offen, doch mit einem schweren Vorhang verdeckt war.

„Bitte,“ sagte sie und ein Schatten des Abscheus und der Furcht machte ihr schönes Angesicht erbeben.

„Du mußt in die Stadt und Geld besorgen! Ich bin blank ... nimm das Rubinenarmband und geh' zu Schalljahn ... der gibt dir drauf ... tausend Mark ... fünfhundert ... ich lös' es wieder ein, nach der nächsten Sitzung ...“

Man hörte die andere Mannesstimme mit einem häßlichen Gelächter sagen:

„Die Geister brauchen Geld!“

„Im Gegenteil!“

Der erste, dessen hartes Organ die Frau zittern machte, stand auf. Man hörte einen Stuhl rücken.

„Die Geister bringen welches! Sie kennen ihren Herrn! ...“

Die Frau wich mit einer entsetzten Gebärde von der Tür zurück; ihr war, als käme der, der ihr so unnachsichtliche Befehle gab, näher und wollte aus dem Zimmer ...

Doch der andere kam wohl dazwischen, er sagte:

„Ich kann aber nicht länger bleiben, Salvi! ... ich habe mich für heute abend mit Feinglas verabredet ... pünktlich um 10 Uhr im Janitscharenkeller ... ich muß endlich die Sore^[1] verschwenken^[2] ... wenn mir die Faulen^[3] auf den Hals kommen, bin ich futsch! ...“

„*Tajo de Díos!* Du willst dich drücken! ... Ich verlange Revanche! ... 's ist erst sieben Uhr! ...“

„Ich komm' morgen bestimmt wieder, Salvi! ... *Parole d'honneur!* ... Auf Wort! ...“

„Schuft du! ... *Sonefabitsch!* ... Du Halunke! ... Du Leichenräuber! ...“

Der mit der harten Stimme konnte sich nicht genug tun im Schimpfen ... Aber es half ihm nichts, der Spießgesell zog mit seinem Raub ab.

Da entschloß sich der Verlierer zum letzten:

„Alles, was du gewonnen hast, Mc. Duffre, gegen das Rubinenarmband! ... Ilona, gib das Armband her!“ sagte er zornig.

Und gehorsam, ohne auch nur den Versuch zu machen zur Weigerung, entnahm die arme Frau der großen silbernen Schmuckschatulle, die auf dem einfachen Sofatisch der Gärtnersleute stand, ein wundervolles Kleinod, ein Armband aus den seltensten Taubenblutrubinen, das Geschenk eines liebenden Verschwenders an die Einzige seines Herzens, und trug es hinein ins Nebenzimmer.

Sie kam gleich wieder aus dem durch die herabgelassenen Rouleaus in Dämmer gehüllten Raum; doch so sehr sie sich beeilte, die Spieler zu verlassen – sie war noch nicht nebenan, da hatte ihr Peiniger das Juwelenband ebenfalls verloren.

Er raste, tobte und rief alles Unheil auf den Partner herab. Die Frau nebenan bat durch den Vorhang:

„Pierre! ... Um des Himmel willen! ... Pierre! ... Denk' an die Leute! ...“

„Still! ...“ knirschte er, „ich erwürge dich! ... Bring’ Wein ... zum Abschied ...“

Aber als sie schon gehen wollte, sagte er:

„*Mort de Dieu!* ... laß! ... Der Hund braucht sich hier nicht vollsaufen! ... Gib ihm lieber Gift! ...“

Dann kam der Spielpartner, ein nach englischer Manier gekleideter Mensch, mit einer Fechtergestalt und brutalen, aber schönen Zügen, allein heraus.

Er wollte sich der Frau nähern, streckte seinen Arm nach ihr aus ... Da hatte sie im Nu einen kleinen, blitzenden Dolch aus dem Kleide.

Er lachte böse.

„Schlange! ... Du stichst?! ...“

Sie folgte ihm mit ihren großen, starren Augen bis zu der Tür, durch die er verschwand.

XII.

Der Kommissar war auf dem Wege nach dem Dönhoffplatz, er wollte sich dort mit dem Grafen Zeinfeld treffen.

Die Normaluhr zeigte auf dem Spittelmarkt schon zehn Minuten nach elf. Doch auf den taghellen Straßen war ein Lärmen und Treiben wie am Mittag ... Das Herz dieser großen Stadt, die in einem einzigen Menschenalter sich um das Fünffache vergrößert hatte, schlug unter der weißen Lichtflut der Bogenlampen nicht weniger laut und stürmisch, als wenn die Sonne grell über den Asphalt flammte ... Und das Vergnügen, die laute Lust dieser arbeitsamen Menschen, die der Tag in seinem Triebwerk festhielt, sie bemächtigten sich der Nacht, zerbrachen mit hohem Geräusch ihr Schweigen und kamen erst, wenn der weiße Morgen sich über den Häusern erhob, zur Ruhe.

Wie oft hatte der Kommissar diese Stadt durchstreift, die er kannte wie kaum ein anderer, in der er geboren war, und die er liebte in ihrem gewaltigen Wachstum, mit all ihrer Schönheit und ihrer tiefen Häßlichkeit, mit ihrem rasenden Menschenverbrauch und mit der überraschenden Großartigkeit ihrer Erscheinungen ... Er hatte beinahe sämtliche Großstädte der Welt kennengelernt, aber nirgends glaubte er einen so festen Willen zur Arbeit, nirgends eine so naive Freude am Genuß gefunden zu haben ...

Ja, sein Berlin! ... Das war wie eine junge, kraftvolle Frau, die unablässig gebiert und im Gebären nur immer schöner wird! ...

Als Dr. Splittericht ins Café Zinsser trat, sah er den Grafen schon bei seinem Kaffee sitzen. Der Aristokrat hatte eine Zeitung in der Hand, doch er starrte über das Gedruckte hinweg ins Leere. Sein Gesicht war in den vier Wochen seit dem Verschwinden seiner schönen jungen Geliebten fahl und mager geworden und die Hakennase trat noch schärfer aus dem Profil heraus. Der Art, wie seine linke Hand auf dem Marmor des Tisches nervös spielte und wie seine Lippen sich leise bewegten, sah man die bittere Unrast an, die sein Leben seitdem vergiftete und seine Nächte träumeschwer und schlaflos machte.

Der Mann tat dem Kommissar leid, er hätte ihm gern geholfen. Doch er war überzeugt, daß hier mehr, als sonst, Geduld nötig war, daß am

Ende nur Ilona selbst durch ihr Wiedererscheinen das Rätsel lösen werde ...

An den Grafen herantretend, leicht seine Schulter berührend, erschrak er selbst fast über das Zusammenfahren Zeinfelds.

Der Aristokrat entschuldigte sich, er sei ein wenig schwach in den Nerven; er hätte auch schon die Absicht gehabt, etwas für sich zu tun, vielleicht zu reisen, aber die Sorge um Ilona, ihr liebes Bild, das so hilfeflehend aus dem Unbekannten herüberwinkte, das ließ ihn nicht fort.

Dann zündeten die beiden Männer sich eine Zigarette an, Dr. Splittericht nahm einen „Schwarzen“, und sie besprachen ihr Vorhaben für heute nacht.

„Wir suchen einen Hoteldieb,“ sagte der Doktor-Kommissar, „der von Amsterdam avisiert ist. Er hat dort einem amerikanischen Juwelenhändler den Koffer mit Diamanten für mehrere hunderttausend Dollar gestohlen. Der Preis für ihn ist – lebendig oder tot – 10 000 Mark –, das lohnt also schon! – wenn wir ihn fassen ... Heute früh habe ich einen Brief bekommen ... da bitte, lesen Sie!“

Der Graf nahm den Brief – aus Höflichkeit, ihn interessierte einzig seine eigene Angelegenheit – und las:

„Mc. Duffre ist hier ... Trifft sich mit Abraham Feinglas, der kauft, im Janitscharenkeller ... Der will Dienstag wieder nach London ... Keine Zeit zu verlieren ... Ein Freund.“

Der Graf reichte den Briefbogen, dem ein Duft wie nach Mandelblüten entströmte und der zweifellos von einer Frauenhand geschrieben war, dem Kommissar zurück ... Diese Sache fing doch an, ihn zu interessieren! Der Sportsmann in ihm wurde wach, und er begriff wohl, daß diese Jagd auf so seltenes und gefährliches Menschenwild keiner anderen an Reiz und Aufregung nachstehen möge.

„Nun ist,“ der Kommissar steckte den Brief sorgfältig fort, „dieser Abraham Feinglas, den wir längst als Hehler größten Stiles kennen – wenngleich er uns noch nie ins Garn gegangen ist – dieser Feinglas ist tatsächlich in Berlin, er bewohnt im „Imperial-Hotel“ eine ganze Zimmerflucht, hat eigene Dienerschaft und eigenes Auto mit auf der Reise, tritt überhaupt in jeder Weise als Grandseigneur auf ... Warum er überhaupt reist, meinen Sie, und die Herren Gauner nicht nach London kommen läßt? – Oh, das ist ganz einfach: England hat die schärfsten Strafbestimmungen für Hehler, eben weil dort alle Gauner aus der Alten und Neuen Welt ihre „Sore verschärfen“ – pardon, das gestohlene Gut abzusetzen belieben ... Ja, dort gibt es heute noch im Zuchthaus die alte

gute Tretmühle – und vor der haben so „vornehme Herrschaften“ natürlich einen Heidenrespekt. Deswegen reist Herr Feinglas, der überhaupt nur die Geschäfte macht, wo es sich um viele Tausende handelt, seiner Kundschaft immer bis zum halben Weg entgegen. Und wickelt seine Kommissionen immer auf neutralem Boden ab ... Na, hoffentlich können wir ihn diesmal ein bißchen hierbehalten ... Jedenfalls ist Braun mit fünf unserer feinsten Spürnasen hinter ihm und seiner Dienerschaft her ... obgleich ich nicht 'mal annehme, daß er so unvorsichtig ist und decouvriert sich irgendeinem gegenüber ...“

„Und der andere ... Mc. Duffre?“ fragte Graf Zeinfeld.

Der Kommissar hob die Achseln.

„Ja, wenn wir das wüßten! ... Wir haben sein Photo ... hier, sehen Sie sich ihn 'mal an, er sieht aus wie ein schottischer Lord oder meinetwegen wie ein ganz verdammter Yankee ...“

Graf Zeinfeld mußte lachen. Wahrhaftig, dieser Juwelenräuber sah aus wie ein Mensch aus der allerersten Gesellschaft! ... Wer sollte, wenn so einer zu ihm ins Eisenbahnabteil trat, wohl argwöhnen, daß das ein Gauner war, der es nur auf die Pretiosen seiner Reisegefährten abgesehen hatte?!

„Aber“ – der Doktor-Kommissar nahm das Bild wieder an sich – „es ist ganz leicht möglich, daß auch dieser Kunde sich inzwischen ein anderes Exterieur zugelegt hat ... seit sie ihn in Sing-Sing jetypt haben. Das ist fünf Jahre her, und so alt ist auch die Photographie ... Die größte Raffinesse solcher alten Fachleute besteht darin, daß sie ein vollständig anderes Menschenbild aus sich machen im Laufe der Zeit ... nicht nur, daß Bart- und Haartracht umgemodelt werden und die Kleidung einen völlig neuen Stil bekommt, nein, sie verändern mit einer Konsequenz, die man bewundern muß, ihre Gangart, den Ausdruck des Gesichts; sie gewöhnen sich eine ruhige Heiterkeit an, wo früher vielleicht kalter Ernst den Beschauer abstieß, lassen falsche Goldplomben in ihre Zahnreihen setzen, tragen plötzlich die Renommierschmisse des Korpsstudenten, die sich ja täuschend nachahmen lassen, und sie kommen auf tausend Ideen und Tricks, die ein Wiedererkennen sehr erschweren ... übrigens, denk' ich, wir gehen ... Es ist bald zwölf! Jetzt muß der Janitscharenkeller schon im vollen Betrieb sein ...“

„Was wollen Sie da, lieber Doktor?“

„Vielleicht meinen Mann finden?“ Der Kommissar klopfte auf die Brusttasche seines Rockes: „Möglicherweise können wir da auch in Ihrer Sache was tun!“

Sie verließen das Café und gingen die Kommandantenstraße herunter. Hinter der Alten Jakobstraße war ein Keller mit breitem Eingang. Wenn man in den Hals hinabsah, leuchtete die verhangene Glastür. Man hörte singen und den Schall von Musikinstrumenten.

„Ich übernehme die Führung, Herr Graf. Wenn wir unten sind, bitte, benehmen Sie sich genau so, als ob Sie in Ihre gewohnte Bar träten.“

Als die Tür des großen, weit nach hinten gedehnten Raumes sich öffnete, sah man zunächst in dem qualmerfüllten, übervollen Lokal wenig. Nur der schlimme Lärm eines Riesenorchestrions, das mit Pauken und Trompeten, Zimbeln, Klarinetten und ähnlichem Blechzeug arbeitete, fiel dem Empfindlichen auf die Nerven.

Der Keller war in Nischen eingeteilt, die Wände aus künstlichem Weinlaub hatten; an der Decke hingen Girlanden aus weißen und roten Papierblumen, noch ziemlich sauber und wohl einem der letzten Bockbierfeste ihr Dasein dankend. Das Licht kam von großen Deckenlampen mit weißem Emailleschirm, war elektrisch und verbreitete eine verqualmte Helligkeit.

„Die Luft ist greulich,“ sagte der Graf.

„Ja, ein Schwitzbad bekommt man hier gratis,“ erwiderte der Kommissar.

Sie kamen an einer Nische vorbei, in der vier Bierkutscher in ihrer Arbeitskleidung zechten. Indem sie vorbeigingen, fiel dem Kommissar seine Zigarette zu Boden. Er bückte sich. Einer der Bierfahrer sagte leise, aber doch so deutlich, daß es des Grafen feines Ohr ebenfalls vernahm:

„Er war hier, Herr Kommissar, mit der roten Therese ... aber er kommt wieder ... Zahnke ist ihm nach ...“

Der Kommissar richtete sich ruhig auf. Hatte er die Worte nicht gehört? Der Graf war so verdutzt, daß er sich noch einmal umwenden mußte. Und da erkannte er in dem Bierkutscher, der eben leise gesprochen hatte, den Kriminalbeamten Braun.

„Kommen Sie!“ sagte der Doktor-Kommissar zwischen den Zähnen, und der Graf folgte ihm lächelnd, mit einem Scherz auf den Lippen.

Das war nötig, denn die Kleidung des Aristokraten, der seinen Rang nicht verleugnen konnte, fing an aufzufallen.

„Was sagen Sie zu der Damenwelt?“ fragte der Kommissar.

„Ich bin erstaunt! Das sind ja geradezu Schönheiten, die Schwarze da drüben und die Blonde neben dem Pseudokavalier ...“

„Sagen Sie das nicht! Das ist 'mal ein bekannter Herrenreiter gewesen, der sich schließlich bis hier 'runter in den Keller gejeut hat ...“

Damit blieb Dr. Splittericht vor einer Nische, am Kellerrande, in der Nähe des gutbesetzten Büfetts stehen, winkte hinein und rief:

„Ah, die gnädigste der Gnädigen! ... Schon da und wie immer von Jugend und Schönheit umgeben!“

„Prost, Doktorchen!“ bekam er zur Antwort von einer Matrone in bordeauxrotem Seidenkleid mit einem reizenden Blumenhut auf der grauen Frisur ... „Hier, kommen Sie 'n bißchen her zu uns! ... Und wen bringen Sie da? ...“

„Mein Freund, Graf Y.“, stellte der Kommissar vor. „Der Herr möchte sich ein bißchen mit den Mysterien der jungen Weltstadt vertraut machen ...“

„Dann darf ich mir wohl auch meinerseits erlauben: Alice, Rosa, Emmy, Martha und Käthe – lauter junge Fürstentöchter, die den Herrn Grafen gern bei seinen Bemühungen, ins Reich der Astarte einzudringen, unterstützen werden!“

Die Mädchen, alles kecke, reizende, auf dem Berliner Pflaster großgewordene Geschöpfe, nahmen mit dem Instinkt der Großstadtmädchen, die, solange sie nüchtern sind, nicht leicht aus der Rolle fallen, sofort den Ton ihrer älteren Freundin an und verneigten sich züchtig vor dem Grafen. Nur die Rosa Genannte, eine brandrote, mit weißer, sommersprossiger Haut, aus der die flammendsten Augen brannten, die sagte:

„Bisher haben wir Bier getrunken, aber in so'ner erlauchten Jesellschaft, da jeht das nicht! ... Ich jlaube, die Herren wer'n woll eine kalt stellen lassen ... oder lieber gleich 'n paar ... denn wir sind acht Personen!“

Graf Zeinfeld, den die Hoffnung, seine Liebe wiederzufinden, selbst hier an dieser, einer trüben Lust geweihten Stätte umgaukelte, war bereit zu jedem Opfer ... Was bedeutete denn Geld, wenn es ihn seinem Ziele auch nur einen einzigen Schritt näherbrachte?! ...

Bald trug der Kellner im weißen Anzug Champagner herbei. Und als in den Schalen die Perlen stiegen, da sang eine kleine Brünette, die einmal Opernsängerin hatte werden wollen und dann über das Tingeltangel auf die Straße gerutscht war, das schöne Lied von den „am Bache blühenden Rosen“.

Graf Zeinfeld hätte keine der Damen zum darauf reimenden „Kosen“ aufzufordern brauchen. Sie umdrängten ihn, sie lächelten ihn unwiderstehlich an, und als sie einsahen, daß seine Artigkeit nicht mehr wurde und an keinem Glutblick sich erwärmen mochte, als sie merkten, daß der feine Ernst und die Zurückhaltung des Mannes aus innerer Trauer und verhaltenen Schmerzen stammten, da gaben sich diese armen, zertretenen Menschenkinder so viel aufrichtige und herzliche Mühe, ihren Gast und Gastgeber zu erheitern, ihn froh zu stimmen und seiner Schwermut vergessen zu machen, daß Graf Zeinfeld gerührten Herzens beschloß, ihnen allen eine Freude zu bereiten. Er nahm so viel Hundertmarkscheine, als Mädchen waren, und hatte die Absicht, sie zu verteilen. Doch nur eine, die Rote, die vorhin den Sekt gefordert, nahm das Geld. Die anderen dankten alle; und die dunkelblonde Emmy meinte:

„Wenn ’mal einer wirklich gut ist zu uns, das ist schon viel ... und kommt so selten vor ... Mehr wollen wir nich ... nein ... ich kann’s nicht sagen! ... Sie wissen schon! ...“

Und sie lachte und hatte die schönen blauen Augen voll Tränen.

XIII.

Der Kommissar befand sich indessen in einer leise geführten, sehr interessierten Unterhaltung mit Frau Dorée.

„Sie haben mir diesen Brief geschrieben?“

Er zeigte verstohlen den grauen, duftenden Bogen.

Sie schüttelte ihren Kopf, der ehemals von einer kühnen Schönheit gewesen sein mußte.

„Ich denke nicht daran!“

„Wirklich nicht?“

„Aber, lieber Doktor, Sie sollten mich doch kennen. Ihnen persönlich tu' ich gern 'mal einen Gefallen, weil Sie trotz Ihres entwürdigenden Berufs ein guter Mensch sind und nebenbei klüger als die anderen ... Ihre Behörde – na, Sie wissen ja, wie ich darüber denke!“

„Aber sollen denn die Herren Verbrecher uns schließlich mit Haut und Haaren auffressen?“

„Die wirklichen Verbrecher sitzen ganz wo anders! ... Das sind die, die Hunderttausende jährlich mit der kalten Guillotine abschlachten, die die Männer in ihren Arbeitshöllen verelenden lassen, die Frauen mit der Heimarbeit zugrunde richten, die die armen Mädchen erst in die Schande hineinzerren und nachher ihre Sittenpolizei drauf hetzen, ja, die selbst Kinder auf tausend Arten verderben und dran schuld sind, daß ungezählte, die kaum geboren sind, schon wieder die dunkle Straße hinab müssen ... Das sind die Halunken, eure widerwärtigen, dickgefressenen Bourgeois, die sich obendrein den Tugendmantel umhängen und auf jeden spucken, der nicht ebensolch jammervoller Heuchler ist wie sie selber!“

Das starke, männliche Gesicht der Frau, über dessen dunkle Augen mächtige, fast weiße Brauen im stolzen Bogen standen, loderte von Verachtung; was mußten diese Augen gesehen haben, was dieses mutige Herz erlebt haben, um so an die letzte Grenze des Zornes und des Hasses gegen alles, was Gesellschaft hieß, zu gelangen! ...

Der Kommissar wußte von ihr, daß ihr Gatte, der Arzt war, sich erschossen hatte, weil er nicht gegen Entgelt, sondern aus tiefem

Mitgefühl heraus Frauen dem Gesetz zuwiderlaufende Dienste geleistet hatte ... Der Mann war aus dem Leben gegangen, als ihm für seine Freundlichkeit und Güte entehrende Strafe sicher war.

Und die Frau, deren Idol dieser Gesetzesverbrecher gewesen war, deren Logik erlahmte vor der unerbittlichen Konsequenz der Staatsgrundsätze, die ihr das Herz zerbrochen hatten, diese Frau verlor den letzten Glauben an ihre Kaste, als die einzige Tochter, eine junge Lehrerin, von einem reichen Manne verführt, den Tod der Schande vorzog. Mit derselben Waffe, die dem Vater hinweggeholfen hatte aus dieser Welt der Widersprüche und der Erbarmungslosigkeiten, erschoss sich auch die Tochter. Von ihrer Leiche mußte man die Mutter fortreißen, um sie in eine Heilanstalt zu bringen.

Aber diese Seele war zu stark, um dem furchtbaren Anprall für immer zu erliegen; sie erwachte wieder. Und die Geheilte verschwand aus der Welt, in der jeder ihr ein Feind schien. Sie tauchte unter in die Tiefe des Elends, der Verkommenheit, selbst unberührt von der Finsternis, durch die sie wandelte, voll Mitleid und Erbarmen für die Ausgestoßenen, hilfreich und freundlich jedem, der ihr auf diesen schattenhaften Wegen begegnete.

So hatte sie der Doktor-Kommissar kennengelernt, inmitten der Lasterhaften, die in ihrer Nähe rein wurden und ihren guten Engel in der Frau sahen, die für alle Fehler wie auch für die Leiden ein so tiefes Verständnis zeigte ... Der Kommissar selbst, der mit jedem Tage seines Lebens und Wirkens mehr begriff, wie eitel und äußerlich die menschlichen Moralbegriffe waren, wie zwecklos die Bestrafung der Sünder in ihrer heutigen Form – er verstand die Frau, die von alledem nichts mehr wissen wollte.

Aber sein Empfinden war doch anders. Für ihn ergab sich aus dem rücksichtslosen Gegeneinanderstreben aller die eiserne Notwendigkeit der Gesetze und ihrer Anwendung. Er sah auch und verstand abermals den langsamen Fortschritt der menschlichen Entwicklung, dessen praktische Begriffe der geistigen Erkenntnis nicht folgen konnten. Am Ende mußte doch für jeden ein Richtpfahl der Pflicht aufgestellt sein. Ob deren Erfüllung nun vom „Wollen“ oder „Nichtwollen“ abhing, oder ob da das „Können“ die letzte, schwer bestimmbare Grenze bildete – das waren Fragen, so ernst, so gewaltig wie das Schicksal selber, an dem keiner rütteln konnte.

So sah der Kommissar am letzten Ende doch in den Spiegel des Fatalismus; all sein Nachdenken warf ihn immer nur zurück auf den

Weg, den *er* ging und den *er* gehen mußte ...

Frau Dorée beobachtete ihn, sie sah ihm an, was er dachte.

„Ihr Spintisieren nutzt Ihnen nichts, Doktor! Sie werden auch noch den Stecken nehmen und Ihre eigene Straße ziehen ... Ein braver Mann kann es da, wo Sie sind, nicht zu lange aushalten! ...“

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Vorläufig möchte ich meinen Mc. Duffre haben ... er soll hier gewesen sein ... Da drüben bei der roten Therese soll er gesessen haben? ...“

„Ein Amerikaner? Ein Mensch, der aussieht wie ein Gentleman und der's auch wahrscheinlich ebensogut ist wie die meisten, die sich dafür ausgeben ... hm ... ja ... ich glaube, den hab' ich gesehen ... vor 'ner halben Stunde etwa ...“

Sie sah den Kommissar an, der hörte nicht auf sie. Er blickte mit seinen scharfen Augen zu zwei Männern hin, die an der anderen Kellerseite in einer Nische saßen und eifrig miteinander sprachen. Der eine von den beiden hatte trotz der Hitze hier im Keller seinen Ulster anbehalten und den kleinen Filzhut auf dem Kopf. Dieser Kopf war nur von hinten sichtbar, aber des Kommissars Augen hingen wie gebannt an ihm.

Und wie die Augen der Frau Dorée den seinen folgten, nickte sie leise; sie hatte auch bemerkt, daß der Mensch da drüben eine schwarze Perücke trug, die sich ein wenig verschoben hatte, unter der ein kleiner Streifen blonden, kurzen Haares hervorsah.

Jetzt wandte sich der Mann mit in die Runde spähemdem Blick um, und gleichzeitig hörte man die Klingel an der Kellertür gehen.

Jemand trat ein, ging durch den Lärm und Qualm rasch den Mittelgang hinauf.

Der Kommissar stand ruhig auf und trat aus der Nische. Der drüben am Tisch mit der Perücke erhob sich ebenfalls ...

Als der in den Keller getretene Gast an dem Tisch, wo die Bierfahrer saßen, vorbei wollte, standen plötzlich zwei der Kutscher vor ihm und zwei hinter ihm.

Mc. Duffre konnte noch den Revolver herausreißen, zum Schießen kam er nicht mehr. Braun hatte seinen rechten Arm gefaßt und in die Höhe gerissen! ... Da war er erledigt; die anderen hatten ihn um den Leib, bei der linken Hand, am Kopf; er war gefesselt, ehe er recht wußte, wie ihm geschah.

Alles im Keller war von den Sitzen, ein gefährlicher Lärm, Pfeifen und Johlen erfüllte die rauchige Luft, und in dem wilden Durcheinander wollte der Mann mit der Perücke sich fortschleichen, wie der Fuchs aus dem Treiben.

Da stand plötzlich ein kleiner, magerer Herr vor ihm, den Browning in der Faust, dessen Mündung sich auf die Brust des Geheimnisvollen richtete.

„Bewegen Sie sich nicht, Herr Feinglas,“ sagte Dr. Splittericht, „ich muß sonst ein Loch in Ihren schönen Anzug machen! ... Braun!“ rief er dann. Und der Riese brach sich rücksichtslos Bahn durch Weiber und Männer, die, fast alle zu den Gesetzlosen zählend, vor Wut knirschten, als so die Polizei in ihre Hürde brach.

„Fesseln Sie den!“ Der Kommissar hielt seine Waffe, wie eingespannt, geradeaus.

Der Engländer lachte, er sprach gut Deutsch:

„Was wollen Sie von mir? Kann ich nicht trinken meine Bier in diese Restaurant? ... Aoh, ich werde Sie nicht lassen das durchgehen ...“

Er hatte schon den kleinen Lederriemen ums Handgelenk und widersetzte sich auch nicht, ging ruhig mit, während der Amerikaner vor ihm wutschäumend sich befreien wollte.

Der ganze Keller drängte nach, wie Dieb und Hehler die Treppe hinauf mußten. Aber der Kommissar, der den Zug deckte, wandte sich, schon auf den Stufen, um und sagte deutlich:

„Geht auf eure Plätze, Leute! ... Wenn ihr nicht ruhig seid, muß ich euch alle verhaften! ...“

So ließ er erst seine Beamten zur Tür hinaus, gab Braun noch leise Weisungen und schritt dann selbst, als sei nichts vorgefallen, wieder die Treppe hinab, ging zwischen den zurückweichenden Gästen hindurch, bis ans Kellerende und setzte sich wieder in seine Nische zu Frau Dorée.

Schneller, als man hätte denken sollen, beruhigten sich die Leuten. Und Graf Zeinfeld plauderte längst wieder mit den Mädchen, die teils ängstlich, teils böse zu dem Kommissar hinschielten, als die rote Therese herüberkam und sich an den Tisch setzte.

Sie sah Dr. Splittericht an und lächelte, während ihre spitze Zunge, wie die einer Schlange, zwischen den aufgeworfenen Lippen spielte. Ihre grünlichen Augen schienen zu fragen: „Na, hab’ ich das gut gemacht?“ Und auf einmal wehte ein Duft wie von Mandelblüten zu dem

Kommissar herüber. Da wußte der, wer ihm den Brief auf grauem, wohlriechendem Papier geschrieben hatte.

Er winkte die Rote zu sich und fragte:

„Warum?“

Sie hob die vollen Schultern, die runden Arme, die aus dem schwarzen Seidenkleide so weiß hervorschimmerten, ein wenig, und in ihren Raubtieraugen stand eine unergründliche Lust am Bösessein, an der Schlechtigkeit um der Schlechtigkeit willen. Sich wieder erhebend, nahm sie das Sektglas des Grafen, leerte die Schale und warf sie klirrend zu Boden.

Die blonde Emmy, die Klügste wohl unter den fünf, die mochte eine Ahnung beschleichen.

„Bestie du!“ sagte sie halblaut.

Die Rote hatte es doch gehört, sie warf ihr ein ekelhaftes Wort ins Gesicht und ging tänzelnd hinüber zu einer anderen, die ihr gleichen mochte.

„Können Sie daran nun eine Freude haben?“ fragte Frau Dorée den Kommissar.

„Ich bin Kriminalbeamter,“ sagte der einfach, „aber ich will Ihnen was zeigen ... hier,“ er holte die Photographie, die er bei Ilona Sebraczety gefunden hatte, aus der Tasche, „Sie haben mir doch mal erzählt, daß Sie früher in solchen Zirkeln gewesen sind ... Erinnern Sie sich, diese Person 'mal irgendwo als Medium gesehen zu haben?“

„Sie wollen wohl wieder jemand unglücklich machen?“ Frau Dorée zögerte mit der Antwort: „Nein, dazu geb' ich meine Hand nicht!“ setzte sie dann entschlossen hinzu.

„Im Gegenteil, es handelt sich hier darum, unglücklichen Menschen zu helfen ...“

Der Kommissar erzählte rasch von der Entführung der Schauspielerin und dem tiefen Kummer des Grafen, der sich vergebens bemühte, seine Liebste wiederzufinden.

Voll Teilnahme betrachtete die alte Frau den Aristokraten.

„Das ist 'was anderes ... wenn ich helfen kann! ... Und so ein Scheusal! ... ja, da bin ich dabei!“

„Wissen Sie denn wirklich etwas?“

Die alte Frau, die doch so jugendlich trotz ihrer weißen Haare aussah und sprach, schwieg eine ganze Weile.

„Können Sie sich vorstellen, lieber Doktor, daß ein ganz vernünftiger und nüchterner Mensch, wenn er in meiner Lage ist, zu allem greift? ... Sehen Sie, ich habe früher, als mein Mann noch lebte, aus rein wissenschaftlichem Interesse derartige Veranstaltungen mitgemacht ... Niemals, auch nicht im Traum wäre es mir eingefallen, an solche Sachen zu glauben ... aber jetzt ... ich ... ich bin so furchtbar allein ... und eine Sehnsucht hab' ich nach meiner Ilse ... Sie können sich das nicht vorstellen, nicht wahr? ... Ja, da hört eben das Verstehen auf ... wenn man so Tag und Nacht an nichts anderes denkt, wenn ... es ist doch nicht zu glauben, daß ein Mensch, der gesund und blühend und so lebensfroh war, der einem anderen alles auf der Welt ist ... ich meine ... mein Kind, ich hatte doch weiter nichts mehr ... da klammert man sich an einen Strohhalm! ... Wenn da plötzlich Menschen sind, die sagen: Du brauchst sie ja bloß rufen, dann ist sie wieder da, ist bei dir! ... du kannst mit ihr reden, kannst sie fragen ... sie kommt ... kommt wieder ... so oft du willst! ... Ja, sehen Sie, lieber Freund, da glaubt man nicht ... aber man will glauben! ... Es ist so schön, so selig, das zu glauben ...“

Die Frau schwieg. Der Kommissar, der wohl verstand, wann man reden und wann man still sein müsse, der blickte auch stumm vor sich nieder.

Im Keller war wieder Lärm und Lachen. Das Orchestrion hatte aufgehört zu rasseln und zu brüllen, dafür war eine von Lokal zu Lokal ziehende Truppe von Italienern da. Die spielten Mandoline und Gitarre, und eine mit langen schwarzen Zöpfen, die auf das grüne, mit Silber gestickte Samtmieder fielen, die sang dazu:

„Seele, du fliehst mir,
Wenn ich dir fahsen will! ...
Sehnsucht, o Sehnsucht!
Herz, halte still!“

Das war wie echte Wehmut. Ein paar Augenblicke wehte sie durch den stillen Raum, dann rauschten wieder Lärm und Trunkenheit auf. Ein Mensch griff nach der Tänzerin, wurde fortgestoßen und die Kellner mußten dazwischengehen und den Streit schlichten.

Von den Mädchen erzählte die brünette Käthe dem Grafen ihre Lebensgeschichte, die anderen hörten zu und eine sagte eben:

„'s is ja alles egal ... so oder so ... is alles egal! ...“

Da nickte Frau Dorée vor sich hin.

„Das ist die letzte Philosophie, lieber Freund ... Wen das Leben hier heruntergetrieben hat, der hat keine andere mehr!“

Aber der Kommissar, dessen unerbittliche Zähigkeit sich eisern an seine Dinge klammerte, der führte das Gespräch von vorhin weiter.

„Und so sind Sie jetzt wieder in diese spiritistischen Kreise hineingekommen?“

„Ja,“ sagte die Matrone, wie aus einem Traum erwachend. „Wenn Sie wollen, will ich Sie noch heute nacht dort hinführen.“

„So spät? ... Es ist halb zwei ... die werden hier gleich schließen ...“

„Die Sitzung beginnt um halb drei ... wenn wir ein Auto nehmen ... ich wäre sowieso noch hingefahren ... ja ... das ist wie Morphin ... können Sie sich das vorstellen?“

„Kann ich denn den Grafen auch einladen?“

„Doch! ... Ich führe Sie eben alle beide ein.“

„Und Sie meinen, diese Dame, die Sebraczety wird dort sein ... als Medium?“

„Kommen Sie mit und sehen Sie selber!“

Der Kommissar schrieb etwas auf eine Karte, die gab er dem Grafen.

Der stand sofort auf. Mit bebender Hand suchte er in seiner Brieftasche nach Geld. Aber er konnte sich nicht so weit besinnen, daß er die Summe errechnete, gab schnell ein paar blaue Scheine der blonden Emmy und bat sie, die Zeche zu begleichen.

„Ich wünsch' Ihnen Glück!“ sagte das Mädchen; sie wußte nicht wozu, aber sie hätte ihm gern ihr heißes Herz gegeben, um das seine zu erlösen.

XIV.

Ilona Sebraczety saß mit gefalteten Händen am Fenster der niedrigen Stube. Sie sah durch die geöffneten Flügel über die Geranienstöcke und die Hochzeitsmyrte der blonden Gärtnersfrau ins Abendgold ... Wie schön war die Welt und wie entsetzlich die Menschen, die in ihr lebten!

Sie lauschte nach der Portiere hin ...

Der da drin im Nebenzimmer schlief ...

Wie stets, wenn er im Spiel verlor – und er verlor beinahe immer –, hatte er sich an Sekt toll und voll getrunken ... Nun ängstigte sie sich, daß er die Zeit zur Sitzung verschlafen würde ... denn ihn zu wecken, hätte sie nicht gewagt ...

Wie kam das doch alles nur? ... Daß sie hier war in diesem Zimmer? ... Daß sie auf die Atemzüge dessen lauschte, von dem sie nicht wußte, ob ihr Abscheu oder ihre Furcht vor ihm größer war? ... Warum ging sie nicht heimlich fort? ... Die Tür stand doch offen! Keiner hätte sie aufgehalten, wenn sie jetzt leise, mit fliegenden Füßen entwichen wäre ...

Es wartete einer auf sie da draußen! Oder ob er schon sie vergessen und sie aus seinem Herzen gerissen hatte? – Ach, nein! nein! Hugos Liebe zu ihr war größer, als ihre eigene, schwache Seele es je begreifen konnte ...

Aber weshalb blieb sie hier? ... Warum entfloh sie nicht und zeigte der Welt das Versteck dieses Fürchterlichen, der wie ein dem Abgrund Entstiegener alles Böse in sich schloß, der aller Welt Feind und selbst sein eigener Teufel war?!

Wenn sie soweit kam, versagten ihr Sinne und Gedanken ... Sie sah nur noch ihn und das Gefühl, unter seinem Fuß zu liegen, mit tausend Ketten gebunden zu sein an ihn und sich nicht auflehnen zu können gegen seinen Willen – das tötete jeden Wunsch, jegliches Wollen in ihr.

Sie hatte einmal etwas von Liebeshörigkeit gelesen, aber das war es längst nicht mehr ... Vielleicht damals, als sechzehnjährige Konservatoristin, war etwas wie eine törichte Leidenschaft in ihr aufgeflackert für den eleganten und geistreichen Menschen, der sich Professor Andoschin nannte, der kurze Zeit mimische Stunden an ihrer

Theaterschule gab und der geradezu einen spiritistischen Kult unter den Konservatoristen entfesselte. Das Geisterzitieren war so Mode geworden unter den jungen Leuten, daß nichts mehr geschah, ohne daß in einer Séance der Rat der Unsichtbaren eingeholt wurde. Ein junges Mädchen erschloß sich und ein Schauspieler wurde irrsinnig, aber die übrigen trieben ihr verwegenes Spiel weiter und die tollste und fanatischste unter den Beschwörerinnen war Ilona Sebraczety ...

So im Banne des Übersinnlichen stand sie und mitten in der okkulten Welt, daß sie gar nicht merkte, wie der Magier selber Besitz von ihrem Fühlen und Denken ergriff ... Bis sie eines Tages in seinen Armen aus ihrem hohen Traum zum traurigsten Erkennen seines frevelhaften Ziels erwachte ...

Und da begann es ...

In der Stunde, als sie Weib in seinen Armen wurde, fing seine Macht über ihre arme Seele an, da ward sie zur schmachvollsten Fessel verdammt, die je ein Weib getragen ...

Als sie am Morgen nach jener Nacht, von Reue und Scham gefoltert, heim wollte zu ihrer Mutter, sagte er:

„Nein, du bleibst hier!“

Und sie blieb. Sie blieb bei ihm.

Damals glaubte sie noch, es sei nur die Angst vor der Mutter, die Furcht, der Exaltierten so unter die Augen zu treten. Aber drei Tage später befahl er:

„Geh’, ich will dich nicht mehr sehen!“

Und sie ging. Sie schleppte sich mit wundem Herzen nach Hause, fiel ihrer Mutter zu Füßen und ertrug alle Demütigungen und die ebenso rasch aufpulsende Zärtlichkeit der rabiaten Frau, die ihr das auch in einer schwachen Stunde empfangene Leben gegeben hatte ...

Damals war sie, um sich zu kasteien und weil sie ihren früheren Freundinnen ausweichen wollte, in die Fabrik gegangen und hatte für geringsten Lohn kleine, bunte Strohkästchen geflochten. Und war glücklich in ihrer schweren Arbeit gewesen, die ihr Reue und Buße schien ...

Eines Tages kam ein Brief.

Sie erkannte *seine* Schrift und hatte nach langem Ringen die Kraft, das Kuvert ungeöffnet ins Feuer zu werfen.

Nach einer Woche stand er abends bei der Heimkehr vor ihrer Tür. Er sagte:

„Komm mit!“

Und sie folgte ihm. Sie schluchzte leise in sich hinein; sie wußte nicht, woher ihm die Macht kam, so über sie zu verfügen, und weshalb sie so widerstandslos folgen mußte ... Das war das Rätsel ihres jungen Daseins, das – sie fühlte es schon damals – sie nie würde lösen können.

Er hatte sie in den spiritistischen Sitzungen, die im Konservatorium begonnen hatten und später in allen möglichen Zirkeln fortgesetzt worden waren, erst nur selten, dann aber ständig als Medium benutzt. Vielleicht aus einem Erbteil ihres unglücklichen Vaters neigte sie dazu, leicht in kataleptischen Schlaf, in eine vollkommene Todesstarre zu fallen. In diesem Zustand empfand sie Nadelstiche, ja selbst eine heftige Quetschung nicht als Schmerz und folgte bedingungslos den Weisungen des Hypnotiseurs, der sie, die sonst nicht in die Tiefe blicken konnte, ohne schwindlig zu werden, auf einem durch das Zimmer gespannten Seil zu gehen zwang. Ja, er suggerierte ihr kleine, harmlose Diebstähle, die sie richtig im Wachen ausführte – zum großen Jubel ihrer männlichen und weiblichen Kollegen, denen diese Experimente großartig gefielen.

Aber sie selbst hatte damals schon einen Teil ihrer Seele an diesen Entsetzlichen verloren, der sie wieder zu sich rief, aus ihrer zwar armseligen, aber doch ehrlichen Arbeit, nur um sie noch tiefer in Schande zu verstricken, sie noch mehr zum Geschöpf seiner Laune und seines verbrecherischen Willens zu machen.

Einmal war sie heimlich zu einem berühmten Psychiater gegangen. Der verstand, was sie so todeselend machte. Sie interessierte ihn wohl, denn er sprach stundenlang mit ihr und fragte sie nach den kleinsten Einzelheiten.

„Aber,“ sagte er zum Schluß achselzuckend, „ich werde Ihnen auch nicht helfen können ... Die Experimente, die dieser Herr Professor macht und für die er sich bezahlen läßt, sind an sich nicht strafbar ... Etwas anderes wäre es, wenn er diese spiritistischen Gaukeleien benutzte, um Geld von jemand zu erpressen ... aber auch gesetzt den Fall, dem wäre so ... auch dann wird sich nichts gegen ihn unternehmen lassen, denn Sie selbst, mein Fräulein, Sie werden als Zeugin versagen! ... Selbst wenn man Ihren Geliebten oder, wollen wir richtiger sagen: Ihren Bezwinger, selbst wenn man den ins Gefängnis setzt, wird sein Einfluß auf Sie nicht aufhören ... Und vor Gericht werden Sie jede Beeinflussung leugnen ... Dieselbe rätselhafte Macht, die Sie zwingt, ihm wie eine kleine Hündin nachzulaufen, die wird Ihnen auch die Worte zu seiner Verteidigung in den Mund legen, anstatt daß sie ihn anklagen sollten ... Wirklich, Sie

sind der interessanteste Typ von Dependilismus, der mir bisher vorgekommen ist. Bei Ihnen ist die natürliche Anlage vorhanden, offenbar aus beiderseitiger Heredität – Vater und Mutter –, Sie sind die geborene Somnambule, die Clairvoyante, wie sie im Buche steht ...“

Einen Augenblick hielt er inne:

„Und Sie sind an einen jener Verbrecher, jener geistigen Sadisten geraten, der das Zeug zum Beherrscher, zum Knechter der Weibesnatur ebenfalls von Geburt an in sich trägt, und dem seine zweifellose Bildung obendrein die Hilfsmittel an die Hand gegeben hat, mit denen er aus einem Herrscher der Despot, aus einem gewaltsam Liebenden der finsterste Tyrann geworden ist ...“

Als Ilona den Mann der Wissenschaft verließ, hatte sie die schönste Formel für ihr jämmerliches Sklaventum in der Tasche – ihre Seele lag nach wie vor in unzerbrechlichen Ketten, und ihr armes, gefoltertes Herz verlor die letzte Hoffnung, jemals loszukommen aus der Gewalt ihres Zwingherrn ...

Als es in Budapest zum Skandal kam – nur der hohe Rang und Name von einigen der Beteiligten verhinderte die Gerechtigkeit, offen ihres Amtes zu walten –, floh der Professor Andoschin, der, wie Ilona jetzt wußte, eigentlich Pietro Salvioli oder vielleicht auch noch anders hieß.

Und Ilona folgte ihm. Er schrieb aus London und sie kam sofort. So sehr war sein Wille auch der ihrige, daß sie gar nicht mehr widerstrebte, nicht einmal innerlich! Er befahl und sie gehorchte ...

Sie verdienten in England, dem klassischen Lande des Aberglaubens – auch in höheren Sphären –, ein Vermögen. Doch jede Summe zerrann zwischen den Fingern des Gauklers, der alle zu betrügen verstand, bis auf die Karten, die ihre Rache kaltblütig und unerbittlich an ihm übten ...

Er verlor alles, er verlor selbst die Besinnung, die ihn sonst nie verließ, beim Kartenspiel ... Und er hatte nicht einmal Lust, gegen dies Laster, das ihn zermürbte, anzukämpfen. Vielleicht reizte ihn die launische Göttin, die einzige, die sich von ihm nicht zwingen, ja die sich nicht einmal täuschen ließ von diesem Erzbetrüger.

In London hatte er eine Frau kennengelernt, mit der er davongefahren war, ohne auch nur ein Abschiedswort an Ilona zu richten. Und die arme Sklavin, die bald in bittere Not geriet, wußte nicht einmal, ob sie wagen dürfe, zu flüchten. Sie hatte sich schließlich, als ihr keine Wahl mehr blieb, an das deutsche Konsulat gewandt; so erhielt sie die Mittel zur Rückreise nach Deutschland. In Berlin ging sie zum Agenten wegen eines Theaterengagements, und der Mann sagte achselzuckend:

„Ja, wenn Sie etwas Neues fürs Varieté hätten! ...“

Da begann ihr kluger Kopf, der erst langsam wieder selbständig denken lernte, in dem Erlebten und Erfahrenen zu suchen. Ihr fiel ein, was sie so oft unter dem Albdruk eines grausamen Willens hatte tun müssen: das Lesen in fremden Gesichtern und Schriftzügen. Sie fand auch jemand, der ihr die notwendige Hilfe leistete, und galt nach dem ersten Debüt als gesuchte Varieténummer, verdiente Geld, soviel sie wollte, und konnte das Glück nicht fassen, allein zu sein, nach ihrem Willen zu leben und den Entsetzlichen, der ihr Verderben war, nicht mehr sehen zu müssen.

Und dann, als sie wieder ihrer alten Sehnsucht folgte und zum Theater ging, kam er ... Der liebste, der beste, der einzige Mensch, der ihre Seele durch seine Liebe erlöste von dem Fluch, der sie einmal doch – das fühlte sie als etwas Unabwendbares! – in Nacht und Wahnsinn treiben mußte.

Das waren selige Tage! ... Ach, wie der Goldglanz draußen über den blühenden Feldern, der der Nacht voranging, wie der sinkende Sommerabend strahlend herüberwehte, so winkte das Glück an Hugos Seite noch her in ihre blutige Trauer! ...

Wie hatte sie ihn verlassen können? ... Wie hatte ihr Herz es ertragen, ohne ein Abschiedswort, ohne den letzten Kuß von dem Geliebten zu scheiden? ... Daß sie ihn für immer verloren hatte, daß sie nie mehr an seine Brust sich werfen, nie mehr sein heißklopfendes Herz an dem ihren fühlen würde, das wußte sie ... Aber sie wußte nicht, warum! ... Vor diesem schwarzen, undurchdringlichen Vorhang lag ihr zerbrochener Mut, ihr erwürgter Wille!

Und selbst ihre Sehnsucht war erblindet ... So groß, so schreckensgewaltig war der Zwang gewesen, dem der Finstere sie unterwarf, als er an jenem Theaterabend in die Loge trat. Sobald sie ihn erblickte, war sie verloren ... Er legte die Hand auf sie, wie auf einen Gegenstand, der einem gehört, den man jederzeit wieder in Besitz nehmen kann. Wie das Hühnchen, um das man mit Kreide einen Kreis beschreibt, war sie gefangen und betäubt ... Er hätte gar nicht nötig gehabt, in das Auto zu steigen, an Stelle des Grafen – sie hätte ihm doch folgen müssen. Er hatte ihr ja schon in der Garderobe beim Abschminken befohlen, daß sie zu ihm komme ... wie hätte sie sich denn gegen ihn wehren, wie ihm entfliehen sollen? ... Und hätte sie die Kraft besessen, wäre, ihm trotzend, in die Arme ihres Liebsten geeilt, so hätte der andere den Weg zu Hugo bald genug gefunden ... Dann hätte, der ihr Abgott

war, erfahren, wie schmachbedeckt und keiner Liebe wert sie war ... Sie hätte ja doch von ihm müssen ...

Ach, so elend war sie, daß sie die Kraft nicht hatte, das teure Angesicht, die geliebte Gestalt Hugos vor ihrem Geiste aufleben zu lassen! ... So unglücklich war sie, so schwach ihre Seele, daß sie den heißersehten Befreier, den Tod, nicht einmal suchen konnte ... Sie aß so wenig, der Schlaf floh sie, und qualgefolterte Träume rissen an ihren armen Nerven. Aber sie lebte weiter, sie wunderte sich selbst, wie unzerreißbar dieser dunkle Faden war, an dem sie vorwärts mußte, durch Dornen und über spitzige Steine ...

XV.

Sie lauschte.

Im Nebenzimmer bewegte sich der Schlafende.

Wenn er doch nicht, wenn er doch nie wieder aufwachen wollte! dachte sie und fühlte in einem rasenden Zorn ihr Herz klopfen ...

„Ilona!“

Sie flog zur Tür.

„Zigaretten!“

Sie eilte, suchte fast kopflos umher, bis sie die Zigaretten fand, und brachte sie ihm hinein, in den dämmerigen Raum, in dem er sich auf dem Ruhebett gähmend reckte.

„Feuer!“ sagte er, und sie steckte ihm die Zigarette an.

Nach ein paar tiefen Lungenzügen befahl er:

„Setz dich hierher!“

Er deutete neben sich auf die Chaiselongue.

Doch sie nahm einen Stuhl und ließ sich in einiger Entfernung von ihm nieder.

Er lachte höhnisch.

Dann tat er das Einglas ins Auge und sah sie eine ganze Zeit unverwandt an ... Sie empfand: so müssen Basilisken blicken, die mit den Augen töten.

Er sagte, und seine Stimme war kalt wie Eis:

„Du bist sehr schön ... Wenn du weniger schön wärest, ich glaube, es würde mich gar nicht so reizen, dich zu quälen! ...“

Sie lächelte, ein hilfloses, jammerndes Lächeln; nicht einmal getraute sie sich, ihm ihren Haß zu zeigen.

Er streckte die Hand nach ihr aus, eine große, lange Hand, so weiß und jetzt im Zwielflicht gespenstisch, daß man an Geisterkrallen denken mochte, die nachts dem Schlafenden das Herz zerdrücken.

Sie warf sich zurück an die Stuhllehne, ihre Hand griff rasch in die Kleidtasche.

„Laß nur deinen Dolch stecken!“

Sein weißes, starkes Gebiß ließ der breite, schmallippige Mund sehen.

„Wenn ich wollte, würd’ ich dir befehlen: liebe mich!“

Sie schüttelte ihr schönes Haupt, da flog und zitterte der ganze Körper

—
„– und dann würdest du mich lieben! ... Aber ich will nicht ... Du interessierst mich körperlich gar nicht ... Jede andere mehr als du ... Mich interessiert nur deine kleine, dumpfe Seele ... Weißt du noch, wie wir den kleinen Papagei hatten, den bunten ... ein Lori von den blauen Bergen war es ... der immer in die Käfigstäbe biß und sich nie anfassen ließ ... So bist du ... so schön ... so schwach ... aber du wehrst dich nicht einmal ... Du möchtest fort von mir, Ilona, ja?“

Ihr Mund, ihre schönen Lippen, die die Farbe erblaßter Korallen hatten, fingen an zu zucken ...

„Weine nicht!“

Das war wie ein Hieb, wie ein Dolchstoß ...

Und sie gehorsamte.

„Erzähle mir doch etwas von deinem Liebsten!“

Das sagte er bittenden Tones. Er wußte, daß da sein Wille an ihrem letzten Widerstand sich brach ... Oh, er war sehr klug! Er kannte genau seine Grenzen und hütete sich, einen Befehl zu geben, der nicht befolgt worden wäre.

„Warum gehorchst du mir eigentlich so sklavisch?“ fragte er, den Rauch beim Sprechen langsam aus der Lunge blasend. „Weißt du, mich langweilt das! ... Ich will, daß du mir mal trotzen sollst! ... Widersprich doch! Lehn’ dich doch auf gegen mich! Wie kann man bloß so feige sein! ... Nicht einmal kämpfen um sein Recht! ... Dein Recht ist doch: du selbst zu sein! ... Wo läßt du denn deine Energien?“

Sie konnte ihn nicht mehr ertragen, sie machte Miene aufzustehen.

„Du bleibst!“

Und sie blieb. Sie duckte sich unter seinem eisernen Willen, der wie ein Joch auf ihrem Nacken lag und sie in den Boden drückte.

„Daß du nicht einmal den Mut hast,“ begann er nach einer Weile wieder, „mich umzubringen! Ich ... ich hätte dich längst aus dem Wege geräumt! ... Sag’ mal, kannst du dir das vorstellen, wie es ist, wenn man so ein anderes Leben aufhören läßt?“

Sie sah ihn unverrückt an und nickte.

Erst wunderte er sich darüber, dann bemerkte er, daß ihre Pupillen sich zusammenzogen, daß ihre schönen Augen den blinden Blick bekamen, der immer einer Erstarrung voraufging ... Es war die Aura des somnambulen Anfalles, den er mit seinen stählernen Augen ausgelöst hatte, diesmal, ohne es zu wollen ...

„Erwache!“

Sie seufzte tief und hob die blassen, durchsichtigen Hände zu ihren Schläfen ... Dann fing sie leise an zu weinen.

Das war die Reaktion des Anfalles, die er kannte und die er nicht hindern durfte, wenn er sie nicht einem schweren Nervenchock aussetzen wollte ... Auch daran hinderte ihn nicht etwa ein Mitgefühl. Er fühlte für niemand, nicht einmal für sich selbst. Aber er kannte Ilonas Physis zu gut; ihre arme, kranke Seele war ihm ein gut eingespieltes Instrument, von dessen arger Zerbrechlichkeit er wußte, und das er nicht zerstörte, weil es für ihn Geld und Leben bedeutete.

Er hatte sie diesem dummen Grafen entrissen, weil er ihr Glück nicht wollte, aber auch um ihres Besitzes willen; von allen Weibern, die er zu seinen Geisterspielen benutzt hatte, war keine so gefügig gewesen; keine gab so jedem Willensdruck nach; keine aber hatte vor allen Dingen einen so feinen, regen Geist und war imstande, so tief, so unerklärlich gründend in die Seelen derer zu blicken, die aus dem Munde des Mediums ihre Weissagungen erwarteten ... Die meisten waren hübsche, dumme Dinger gewesen, die, wenn sie wirklich in Trance fielen, einen greulichen Unsinn daherredeten ...

Eine einzige noch, die Engländerin, eine durchgegangene Herzogin, gab echte und verblüffende Teste in der Katharsis ... Aber sie war von einer Brunst, die ihn, den Tatmenschen, der seine Sinne zähmen konnte, immer mehr anwiderte ... Und dann, wenn die Leidenschaft sie empörte, begann auch ihr Wille mit dem seinen zu kämpfen ... Dann hatte er sie schlagen müssen, was er nicht liebte, was er denen überließ, die nicht imstande waren, mit der stahlgeflochtenen Geißel ihres Willens das Opfer so zu treffen, daß es röchelnd am Boden lag ...

Oh, er war stolz darauf, ein besonderer Bösewicht zu sein und das Verbrechen zu einer Wissenschaft erheben zu haben, zu einer Geheimwissenschaft, die ihn selbst übernatürlich und allmächtig erscheinen ließ ... Er kannte wenigstens keinen, der ihm gleichkam ... Was war dieser Mc. Duffre, der ihm gestern das Rubinenarmband abgewonnen hatte? – Ein Idiot, ein Vieh! ... Der sich Gott weiß was

einbildete und sich womöglich als Meisterdieb und *gentlemen-robber* vorkam, wenn er wo einen Kasten mit Juwelen erbeutete! ...

Nein, das lockte ihn nicht! ... Ihm brachten die Menschen ihr Gold freiwillig, sie verehrten ihn wie einen Heiligen und hätten am liebsten auf den Knien vor ihm gelegen, daß er sie hinabsehen ließ, in die Welt der Schatten, oder seinetwegen auch hinauf in den Himmel ihrer Verstorbenen ...

Dazu brauchte er Ilona ... Ein Medium wie sie fand er nie wieder ...

Sie hatte zu weinen aufgehört, saß, wie gebrochen, auf ihrem Stuhl und hielt die bebenden Hände auf den Knien.

„Laß nur, laß, du arme Kleine ...“ Seine Stimme hatte plötzlich einen heuchlerisch sanften Ton.

„Wir reisen nach dem Süden! ... Da wirst du schon gesund werden ...“

Sie schüttelte sich wie in unaussprechlichem Widerwillen.

Er lächelte, wie Satan selber.

„Da ist die Luft so milde und der Himmel so ewigblau ... Nach Spanien gehen wir, wo die Feigensträucher blühen und die Granatbäume ... wo abends unter den Fenstern die Serenaden klingen und auf den Plätzen die Chota wirbelt ... Weißt du noch, hörst du? ... So singen sie ...“

Er sumnte selber die aufreizende Melodie des Volkstanzes, in dem plötzlich auf dem Marktplatz der spanischen Stadt Mann und Weib, eine ganze tanz- und musikbegeisterte Menge mit natürlicher Grazie die Glieder wirft ...

Und Ilona, die nie in Spanien gewesen war, die den Tanz nie getanzt, die nicht einmal gesehen hatte, wie man ihn tanzte, wuchs langsam von ihrem Stuhl, erhob die Arme und tanzte die Chota wie eine Andalusierin ...

Er pfiff dazu, sie tanzte. Er klatschte rhythmisch in die Hände und rief sein:

„Hollé! ... Hollé! ...“

Wie die Alten es tun, dort drüben, die rings im Schatten der Platanen stehen und ihre tanzenden Kinder mit den Blicken der Lust, mit den Augen des Frohsinns betrachten ...

Salvioli ließ Ilona tanzen, bis er sah, daß ihre Brust hastig atmete. Dann fing er sie in den Armen auf und trug sie aufs Ruhebett. Sie schlief sofort ein.

Er trank die angebrochene Flasche Sekt, die noch im Kühler stand, in hastig geleerten Gläsern aus. Die Jalousien hatte er aufgezogen. Von draußen wehte der Abendwind sanft ins Zimmer. Die Nacht kam. Am Horizont erlosch der letzte Glutstreifen der verschwundenen Sonne.

XVI.

Im Mondnebel der Juninacht flogen die Bäume rechts und links der Straße wie Schatten vorüber, der Benzinwagen gab von Zeit zu Zeit ein dumpfes Signal und einmal klang Rufen und Pferdegewieher; ein Bauernfuhrwerk, dessen Führer geschlafen haben mochte, wurde mit kühnem Bogen umfahren ...

„Wir haben einen guten Wagen gefaßt,“ meinte der Graf.

„Ja, eigentlich müßte ich den Chauffeur anzeigen,“ lächelte der Kommissar.

Und Frau Dorée meinte:

„Das ist das merkwürdigste an uns allen: wenn uns ein Unrecht Vorteil bringt, haben wir gleich nichts mehr dagegen! ... Aber da sind wir schon ... bei den ersten Häusern, da ist's ...“

„Die Leute haben eine abgelegene Lage für ihre Vergnügungen gewählt ...“

„Ja, es sind überhaupt ganz eigenartige und seltene Menschen.“

„Wohlhabende Leute?“

„Viel mehr als das ... reich ... sogar sehr reich sind sie.“

Der Wagen hielt. Man sah vorläufig im weißen Licht des vollen Mondes nichts als eine hohe, von Blütendolden, die wie verschwiegene Kerzen leuchteten, übersäte Weißdorn- und Akazienhecke ...

Die Straße fing hier an. Die Besetzung lag weit vor den nächsten Villen, ganz einsam.

Der Graf sagte dem Chauffeur, er möge warten. Der Mann verlangte doppeltes Wartegeld und der Graf gab ihm einen Betrag, der ihn veranlaßte zu fragen, ob „der gnädige Herr“ sich nicht etwa geirrt habe.

Dann klingelte Frau Dorée an dem kleinen Pfortchen in dem tiefen, schattendunklen Einschnitt der hohen Weißdornhecke.

Bald kam ein Diener in Maurentracht. Frau Dorée flüsterte ein Wort, das die beiden Herren nicht verstanden. Der Mann im weißen Burnus mit dem malerisch hellen Turban auf dem dunklen Kopf beugte sich tief, zum Salaam die Arme über der Brust kreuzend. Als er sich aufrichtete, sah man das Weiße der Augen in seinem braunen Angesicht funkeln.

Mit einer anmutsvollen Gebärde seines schlanken Körpers lud er die Gäste seines Herrn ein, ihm zu folgen.

Der Kiesweg führte zwischen Rasenbeeten dahin, und hohe Rosenstämme gaben zur Rechten wie zur Linken ihr blütenvoll duftendes Geleit.

Weiterhin erhoben sich alte Bäume, die gewaltigen Blätterkronen rauschten leise im Nachtwind. Darunter durch führte der Pfad, vom Mondlicht zaghaft überspielt, bis an das Haus. Ein Herrenhaus sicherlich, das von alter Zeit hier stand, vielleicht einst dem Besitzer der umliegenden Ländereien gehörte ... Irgendwo mußte ein Wasser sein, es wehte feucht herüber ...

Der Maure ließ einen Metallknopf dumpf dröhnend gegen das Torschild fallen, die breite Tür öffnete sich, ohne daß man einen Menschen sah.

Und man stand in einer Vorhalle mit runder Glasdachkuppel, die die Mondesnacht mit weißem Schimmer füllte. Zwei gewaltige Kerzen brannten duftend auf großen, holzgeschnitzten Leuchtern.

Der Maure nahm den drei Gästen die Überkleider ab und verschwand.

„Viel Stimmung,“ sagte Dr. Splittericht leise, ironisch.

Der Graf lächelte:

„Bei zu hellem Licht mögen die Geister sich nicht wohlfühlen ...“

Indem hob sich rechts zweiflügelig eine Portiere wie ein Vorhang. Sich abermals tief verneigend, bat der Maure, ohne zu reden, die Gäste hier einzutreten.

Es war ein dunkelrot beleuchteter Raum, dessen Lichtquellen in den kassettierten Wänden sich verbargen. Ruhelager, niedere Polstersitze und überall schwere orientalische Teppiche.

Frau Dorée und die Herren setzten sich.

Ein bildschönes Mädchen in knappem, weißem Kleide kam und bot schweren Süßwein, Backwerk, Konfitüren.

Dann erschien der Hausherr. Ein Fünfziger im schwarzen Gehrock. Ein Mann von großer Liebenswürdigkeit, der Frau Dorée die Hand küßte und die Herren herzlich willkommen hieß. Sein noch volles und lockiges Haar war weiß, seine Augen, die etwas Starres im Blick hatten, schienen durch die Dinge und Menschen hindurchzusehen, als sähen sie schon weit hellere und freundlichere Erscheinungen in einer lichter Welt.

„Sie haben Glück!“ sagte er lächelnd, „der Baron de Vert ist heute hier ... Wir werden Teste von nie gekannter Schönheit zu sehen bekommen.“

Darf ich Sie jetzt bitten, mich zu begleiten ...“

Er führte sie durch ein großes Gemach mit alten Renaissancemöbeln. Beim matten Schein der Riesenkerze, die auch hier einsam auf hohem Leuchter brannte, sahen Bilder im schweren Barockrahmen phantastisch von der Stofftapete.

Dann schob der Hausherr eine Flügeltür auf geöltem Rollgang fast lautlos auseinander. Man trat in einen Raum mit weißen, kahlen Wänden. Auch hier das matte, silberige Licht aus unsichtbaren Quellen. Im Hintergrund ein runder Tisch, an dem eine Anzahl Personen, Herren und Damen, saß. Weiter vorn Sessel aus blauem Stoff und vor diesen ein erhöhtes Podium neben dem Harmonium. Über dem Podium an der Decke festgehaltene, fallende Wolken aus lichtem Stoff.

Der Hausherr führte seine neuen Gäste an den Tisch. Man begrüßte sich nur mit einem Neigen und Lächeln. Dann saß jeder. Die Sitzung begann.

„Darf ich den Vorsitz an irgend jemand, vielleicht von den neuen Herrschaften abgeben?“ fragte der Hausherr höflich.

Niemand meldete sich.

Der Graf ebenso wie der Kommissar musterten eifrig die Anwesenden. Es waren sechs Damen und fünf Herren, Leute, wie man sie in jeder guten Gesellschaft antrifft, ausgezeichnet höchstens durch eine sehr ruhige, kaum hier und da von einem Flüstern durchbrochene Haltung.

Das Licht wurde langsam matter, als der Hausherr eine Klingel silbern tönen ließ.

Und nun kam die typische Szene, wie sie der Kommissar auch beruflich schon manchmal miterlebt hatte. Die Hände wurden flach auf die Tischplatte gelegt, der „Kreis“ gebildet.

Minutenlanges Schweigen. Es schien, als finge die Platte des trotz seiner Größe leichten Tisches an zu vibrieren – die bekannte Folge so vieler verschiedener und gegeneinander wirksamer Muskelenergien.

Der Hausherr fragte, seine angenehme Stimme noch mehr dämpfend:

„Wenn ihr da seid, ihr Lieben aus dem Jenseits, so gebt uns ein Zeichen!“

Der Tisch hob sich gegenüber vom Kommissar ganz sacht, stand aber gleich wieder still.

„Niemand darf seinen Willen absichtlich gegen den anderen setzen!“ mahnte der Hausherr; „die über uns schweben, lassen sich nicht spotten!“

Irgend jemand seufzte.

„Wenn es dich zu sehr angreift, Aurelie, dann tritt lieber aus dem Kreis!“

„Nein, nein,“ klang eine zarte, verwirrte Frauenstimme, „ich will mein Kind sehen, meine kleine Luzie!“

Dem Kommissar wurde sonderbar unruhig zumute ... Wer, hatte der Hausherr vorhin gesagt, sollte die neuen, noch nie gesehenen Teste geben? ... Ein Baron de Vert? ... Der Name war sicherlich pseudonym ... Und doch meinte der Kommissar, ihn irgendwo schon gehört zu haben ... Vielleicht auch damals in Frankfurt? ...

Nein, er konnte sich nicht entsinnen ...

Es fragte jetzt jemand nach dem Namen des Mörders der Witwe Meyer in der Marienfelder Straße ... Welcher Blödsinn! ... Wenn es so einfach wäre, Kapitalverbrecher zu fangen, wenn dazu nicht mehr Geist gehört hätte, als diese „Geister“ aufbrachten, so wär's wirklich keine Kunst, auch kein Vergnügen, Kriminalist zu sein ...

Der Tisch klopfte die unmöglichsten Worte ... Wirklich, das Ganze kam auf eine Albernheit heraus ... es war schade, sich damit die Nacht um die Ohren zu schlagen! ... Nun, immerhin, er hatte heute seinen Fang gemacht! ... Und nebenbei ein Stück Geld verdient ... Er brauchte es nicht ... Aber wenn die armen Teufel, die er ins Garn kriegte, später, nachdem sie ihre Strafe verbüßt hatten, wieder zu ihm kamen – und das taten sie sehr oft! –, dann hatten sie meist gar nichts und brauchten Geld ... sie dann zu unterstützen, das war dem Doktor-Kommissar ein Bedürfnis ...

Endlich stand es still, dieses törichte Stück Holz! Fast gleichzeitig klang von draußen der gedämpfte Ton einer elektrischen Glocke ...

Dann glitt der Maure auf seinen Stoffsandalen ins Zimmer und beugte sich zu seinem Herrn.

Der stand sichtlich erfreut auf.

„Meine Lieben! Unser Freund de Vert ist da ... Ich eile, ihn euch zu bringen!“

Er ging. Die Zurückgebliebenen begannen wieder ihre flüsternde, absichtlich leise Unterhaltung.

Der Graf faßte Dr. Splitterichts Arm und raunte ihm zu:

„Ich halte diese Spannung nicht aus, ich werde verrückt!“

Dr. Splittericht nahm die fiebernde Hand des anderen und drückte sie stark. Es war, als gäbe er so sich selbst und seinem Nachbar Festigkeit

und Ruhe.

Da trat der Hausherr mit de Vert ein.

Ein großer, schlanker, brustbreiter Mann in ganz schwarzer Kleidung. Selbst der Stehkragen war bis auf einen weißen Strich, von der schwarzen Krawatte bedeckt. Seine glatten, leichten Bewegungen standen im Widerspruch zu den weißen Locken, die ihm fast bis auf die Schultern fielen. Diese ebenso wie der bis zur Brust reichende weiße Bart waren – daran zweifelte der Kommissar nicht einen Augenblick – aus der Hand eines allerdings sehr geschickten Perückenmachers hervorgegangen. Den Wangenansatz des falschen Bartes, der am schwersten zu verdecken ist, kaschierten hier die weißen Jupiterlocken so vollkommen, daß, wer nicht argwöhnisch hinblickte, kaum auf die Idee einer Verkleidung kam.

Aber der Kommissar sah noch mehr: Wie sich jetzt der Geisterbeschwörer verneigte, fiel das Licht spiegelnd auf die goldene Brille, die er trug. Und da spiegelte sich der helle Schein nur in dem einen, dem rechten Glase, die Fassung des linken war leer ... Weshalb? ... Dafür konnte es nur die eine Lösung geben: der angebliche Greis war gewöhnt, nur rechts ein Glas zu benutzen, er trug sonst das Einglas ... Daß er nicht an die Brille gewöhnt war, verriet außerdem sein häufiges Daranrücken ...

„Leider,“ die Stimme des Hausherrn klang noch feierlicher, noch somnambuler als vorher, „konnte das Medium, Madame Sirrah, unseren Freund nicht begleiten. Ihr zarter Körper will immer weniger in dieser sterblichen Hülle bleiben, will sich loslösen von dem, was an uns Fleisch und ach! so wichtig ist ... So bringt denn Baron de Vert heute eine ganz neue Art von Testen, zu denen ihm die Kinematographie als Helferin dienen mußte ... Wir werden so alles heute schon sehen, was, wenn die Geister und ihr allmächtiger Herr es gestatten, in der nächsten Sitzung Madame Sirrah selbst uns bezeugen will ...“

Das Licht erlosch gänzlich, nachdem sich die Gäste auf den weichen Sesseln vor der kleinen Bühne niedergelassen hatten.

Dann war's, als wenn es sich vorn herniedersenkte mit feinem Säuseln, wie Seidenfittiche, und gleich darauf ging ein heller Schein auf die Wand, die jetzt von den weißen Wolken umrahmt schien.

Ein Surren wurde hörbar.

Der Apparat, dachte der Kommissar; er blickte sich um nach der Rückwand und sah aus einem kleinen viereckigen Wandloch den milchigen Staubstrahl der elektrischen Lichtquelle scheinen.

Auf der Wand gegenüber erschien eine Kulisse, ein Schlafgemach darstellend. Ein großes, kostbares Himmelbett in der Mitte, dessen Brokatvorhänge dicht geschlossen waren. Sie zogen sich langsam zurück. Eine Frau lag nackt, nur von ihres Leibes hoher Schönheit umstrahlt, auf dem Lager; ihr Gesicht zur Wand gekehrt, blieb noch unsichtbar. Nun schien sie zu erwachen. Sie griff in die Luft und nahm, aus Geisterhänden schien es, ein Kind mit blonden Ringellöckchen, nackt wie sie selber, an ihr Herz und küßte es.

Das Licht erlosch. Irgend jemand spielte auf dem Harmonium eine fromme Weise.

Dann wurde es hell im Zimmer.

Der Kommissar sah sich vergeblich nach Baron de Vert um. Als sein Blick auf das Gesicht des Grafen fiel, meinte er in das Antlitz eines Sterbenden zu schauen.

„Sie ist es, Doktor, sie ist es!“ flüsterte Graf Zeinfeld.

„Ruhe, lieber Freund, Ruhe! ... Sie verderben uns sonst das Spiel ... Wir müssen den Kerl ruhig gewähren lassen! ...“

Das Zimmerlicht erlosch. Auf der Silberleinwand erschien eine Landschaft, roh und schlecht gemalt. – Er wagt es nicht, seine Bilder draußen im Freien aufzunehmen, dachte der Kommissar. – Da wankte ein Weib daher, in Trauergewänder gehüllt und den Kopf in tiefer Kapuze. An einem kleinen Grabhügel kniete sie, schluchzte und schrie und hob die gerungenen Hände zu Gott. Aber plötzlich trug ein Engel im lichtfallenden Gewand sie empor und stützte und führte sie – da stand aus der Erde in Flammen hervorstachsend der Teufel an ihrer anderen Seite – de Vert selber! ... Der Engel verschwand, der Teufel in schwarzem Samtwams hob sie, der die Kleider wie Zunder abfielen, langsam empor – –

Das ist glänzend gemacht, fand der Kommissar, dieser Kerl ist wahrhaftig ein Tausendkünstler! –

Der Boden sank unter den beiden fort, sie schwebten in lichten Höhen ... Und wieder leuchtete des Weibes Leib in holdester Schöne, nur ihr Angesicht blieb noch immer verhüllt ... Sie langte hinab mit den Armen einer Göttin und in ihren Händen waren Rosen. Die streute sie aus ...

Was? ... was war das? ...

Auf die Zuschauer hernieder rieselte es in der Dunkelheit – Rosen fielen von oben, von den Seiten, von vorn ... Die Rosen, die die

Schönheit dort von der Leinwand streute, senkten sich mit ihrem Wohlgeruch auf die, die im Zimmer saßen ...

Und auf einmal entschleierte sich die Schöne auf dem huschenden Bilde. Sie zeigte die Züge, die zu der Holdseligkeit ihrer Glieder gehörten ... Ein Märchenantlitz, eine wehmütige Anmut, ja, die rührende Schönheit selber lächelte aus dem Bilde ...

„Ilona!“ schluchzte es auf, aus der Dunkelheit.

Mit hartem Griff packte Dr. Splittericht des Grafen Arm:

„Stille! ... Kein Wort jetzt! ... Ich bitte Sie, Herr Graf! ... Sie verderben alles! ...“

Das Bild verblaßte, es wurde hell im Raum.

Da stand neben dem Hausherrn de Vert, den jetzt alle umringten, ihm dankend, ihn beglückwünschend zu seinem schönen Medium, von dem, wie der Hausherr sagte, gewiß noch die kostbarsten Manifestationen zu erwarten seien.

Der Kommissar ging auf de Vert zu, als wollte er ihm für den Genuß danken. Als er neben ihm stand, legte er die Hand auf den Arm des Spiritisten, dessen eines Brillenglas in dem weißbärtigen Gesicht hochmütig und böse funkelte. Und Dr. Splittericht sagte mit tönender Stimme:

„Herr Salvioli, ich verhafte Sie!“

Der lächelte, sein Gebiß wurde wie das eines Wolfes sichtbar.

„Wie meinen Sie? ...“

Indem griff der Kommissar blitzschnell nach dem weißen Bart und riß ihn dem Geisterbeschwörer herunter.

Der nahm nun ruhig auch die Perücke ab und sagte mit einer Überlegenheit, die den Kommissar selber wunderte:

„Ja, ich bin Salvioli ... wie hier mein Freund“ – er deutete auf den Hausherrn – „auch recht wohl weiß! ... Ich trete als Baron de Vert und als Greis auf, weil Leute Ihres Schlages, Herr Kommissar Splittericht, weil Leute wie Sie – sich überall eindringen, wo feiner organisierte Naturen mit den höheren Sphären in Verbindung treten ... Ich habe Sie längst erkannt und hätte, wenn ich das Bedürfnis gehabt hätte, mich gleich wieder unsichtbar machen können – so wie ich es jetzt tue! ...“

Der Graf war aufgesprungen, der Hausherr redete auf Madame Dorée ein, die hinzugetreten war. Und Zeinfeld rief:

„Sie haben meine Braut ... die Schauspielerin Ilona Sebraczety haben Sie – –“

„Entführt“ hatte er sagen wollen. Aber das Wort blieb ihm im Munde. Während der Kommissar in die Tasche griff, um Fesseln hervorzuholen, fuhr die Hand des Spiritisten plötzlich, einer Schlange gleich, nach dem Tischtelegraphen – –

Die Glocke ging ...

Das Licht erlosch ...

Von einem Tritt in den Leib getroffen, taumelte der Kommissar.

Einer warf, zwischen den Gästen rasend, alles beiseite!

Durch die Portiere zum Nebengemach flammte einen Augenblick rötlicher Schein ...

„Mein Leib!“ stöhnte der Doktor-Kommissar, nach einem Sessel tastend.

Der Graf wollte dem Gauner nach, er fand den Ausgang nicht.

Nun schellte der Hausherr abermals, das Licht ging an.

In dem Durcheinander wußte niemand, was tun ...

Der Hausherr rief nach seinem Diener:

„Mohammed!“

Der erschien endlich ... Er hätte den einen Herren eben hinausgelassen ... Sein Auge, dessen Weiß jetzt schreckhaft leuchtete, fiel auf den Grafen ... Da, diesen Herrn hätte er eben hinausgeleitet! ...

Wieder hatte Salvioli Maske gemacht, hatte Hut und Mantel des Grafen benutzt, um fortzukommen. Auch hier war er in des Grafen Autodroschke davongefahren.

Der Kommissar hatte tagelang Schmerzen. Aber seine Philosophie tröstete sich mit dem Erfolg: er kannte seinen Mann jetzt, hatte ihn gesehen und würde ihn finden!

XVII.

Auf dem Stuhl neben Dr. Splitterichts Pult saß die alte Frau Selle, die zur Vernehmung vorgeladen war. Sie hatte ihre beiden Krücken hinter sich an die Wand gelehnt und erzählte munter drauf los mit ihrem freundlichen, alten Gesicht, das in seinem lebhaften Mienenspiel in einem fast jugendlichen Gegensatz stand zu dem gebrechlichen Körper.

„Seh’n Se,“ sagte sie, „seh’n Se, Herr Kommissar, ick kann ja so jut wie nischt mehr tun! Wenn man so achtunsiebzig is un so sein janzet Leben hintern Waschzuber jestanden hat ... da sind de Knochen miede ... un denn ewig in det kalte Wasser pantschen ... seh’n Se doch!“

Sie zeigte ihre braunen, von der Gicht verkrümmten Hände.

„Ick kann ja kaum noch wat anfassen! ... Die Beene, mit die is’t ooch alle, da hab’ ick zweemaal ’n Schlaganfall jehatt, erscht uff de linke un denn uff de rechte Seite ... nu, nu humple ick an meine Krücken jeden Morjen, wenn’t Wetter scheen is, uff de StraÙe un setz’ ma dahin in de Sonne, un laß mir so recht scheen von ihr anwärmen!“

„Und so saßen Sie auch am 14. April vor der Tür? ... War es denn ein schöner Tag, daß Sie draußen sitzen konnten? ... Und woher wissen Sie, daß es gerade der 14. April war, an dem Sie das beobachtet haben wollen?“

Die Alte hob die runzlige Hand mit dem verkrümmten Zeigefinger und lachte pfiffig:

„Der vierzehnte April, det is vor mir ’n kritischer Tag erster Ordnung, Herr Kommissar! Da hab’ ick mein’ Mann kennenjelernt! Un det olle Unjewitter, Jott hab’n selig, wenn er ooch nie nich ville jedoogt hat, der sagte immer zu mir: „Amalie!“ sagte er – denn er jab wat uff ’ne feine Aussprache – „det verjesse nie nich, det wir an 14. April zum erstenmal bei Puhlmanns jedanzt haben!“ ... Ja, un denn is ooch unser Jretchen jeboren an 14. April ... un wie se’n mir nach Hause jebracht haben, weil er von’ Steenwagen jekippt is, in sein Suff, un de Räder über’n weg, un war mausedod uff de Stelle, det war ooch an 14., aber in September ... nich wahr, wie kann ick ’n da so’n Datum verjessen!“

Der Kommissar nickte voller Verständnis. Er gehörte nicht zu denen, die sich jeden Einblick in das Innenleben des Befragten von vornherein

dadurch verschließen, daß sie nur fragen und immer nur das wissen wollen, was sie interessiert; Dr. Splitterricht wußte, daß man von den kleinen Leuten besonders dann am meisten erfährt, wenn man sie, selbst ein bißchen weitschweifig und auf Umwegen, auf dem eigenen Gedankengang zu ihrem Ziel kommen läßt. Er nickte also und fragte:

„Und wie Sie da so saßen ... um welche Zeit war denn das ungefähr?“

„Det war eben zehne ... de Kirchenuhr hatte jrade jeschlagen un denn war ick ja ooch man eben 'runterjekommen, un vor halb komm' ick doch nich wech.“

„Und da saßen Sie und sahen, wie der Milchmann aus dem Hause herauskam und ...“

„Jawoll, Herr Kommissar ... so war't! ... Der Milchmann kam 'raus, ick jloobe, er heeßt Lehmann un is aus Marienfelde ... un denn mit ihm kam de Kruschken, wat die Portiersche is, die dut doch den janzen, jeschlagenen Dach nischt anders, wie 'rumloofen und klatschen ... un denn die Frau Adelband aus Nummer 19 ... die bei die Ermordete die Uffwartestelle jehatt hat ... die ihr Mann arbeet' uff de Likörfabrike un is ooch immer blau ... un Kinder hat se keene, da nimmt se denn so'ne Stellen an! ...“

„Die Portierfrau ging dann wieder zurück ... Was war nun? ... wer kam nun?“

„Na nu kam der Herr ... der kam aus't Haus 'raus ...“

„Wie saßen Sie denn? ... Saßen Sie rechts vom Haustor oder links davon?“

„Nee, ick sitze immer rechts ... weil doch links der Schusterladen is ... da sitz' ick denn uff mein kleenen Stuhl mit's Kissen druff und lehne mir an ... manchmal, da les' ick ooch 'n bißken in de Zeitung ... aber die mehrschte Zeit kuck' ick so, wat los is, denn los is ja immer wat! ...“

„Und da trat also der Herr aus der Haustür ... Wollte er nun nach Ihnen zu gehen? ... Bog er nach Ihrer Seite um?“

„Ja, zuerscht ja! ... Aber wie er mir denn merkte un sah, det ick dasitze un beobachte ihm, da dreht er pletzlich wieder um und jing ab nach Borke!“

Auf des Kommissars etwas erstaunten Blick setzte sie hinzu, mit einem halben Lächeln:

„Ach, det is man so'ne Redensart! ... Ick meene, er drehte mir 'n Rücken zu und trudelte wech ... Aber det hatte ja nu natürlich jakeen Zweck nich mehr! Ick hatt 'n doch jesehn! Un wenn ick mal erscht een

in't Ooje jefaßt habe, der kann machen, wat er will! Den behalt' ick un kenne ihm ooch wieder ... nach Jahre noch!“

Der Kommissar nickte.

„Sie würden also den Mann unweigerlich wiedererkennen ... wie sah er denn aus?“

„Na, er trug so'n Schwalbenschwanz ...“

„'n Frack?“

„Ach Jott bewahre! Den tragen bloß die Kellners! ... Wat der trug, det war so'n vorne schräg abjeschnittener Rock, wie se jetz' so modern sind ... un dazu hat er 'ne dunkle Hose anjehabt, ob se jrade janz schwarz war, det weeß ick nich ... aber er hatte 'ne Tiete in de Hand ...“

„Konnte man der Form nach etwa vermuten, was in der Tüte drin war?“

Die alte Frau hob ihre mageren Schultern.

„Det is schwer zu sagen ... Wissen Se, Herr Kommissar, 'ne Tiete is 'ne Tiete ... un wenn man nicht rinkucken kann! ... Aber det hab' ick jesehn: 'ne Zuckertiete war et nich, se war jroß un aus so'n leichtet, knittrijet Papier ...“

„Und die Form? ... Sah sie etwa so aus, als ob ein Hut drin wäre? ... Ein Herrenhut ... ein Zylinder vielleicht?“

Die Alte wandte sich mit einem Ruck nach rechts und sah den Kommissar groß und verwundert an.

„Ja, woher wissen Sie denn det? ... Sie waren doch janich dabei! ... Jewiß! ... Ja ... det war 'ne Tiete, wie se se in de Hutjeschäfte haben ... Wie meine Enkeltochter, die Lucje, sich neulich 'n Hut jekooft hatte, da war er ooch in so'ne Tiete! ...“

„Und auf dem Kopf trug der Mann eine Mütze?“

„Janz recht, so'ne jraue aus jlänzenden Stoff mit kleene Karos ...“

„Und eine Brille hatte er auf?“

Mit heftiger Bewegung verneinte die alte Frau diese absichtlich so gestellte Frage:

„Aber nee, Herr Kommissar, im Jejenteil, er hatte janischt uff ... det hätt' ick doch sehen müssen, wenn er wat uff de Neese jehabt hätte ...“

Der Kommissar suchte im Schubfach seines Schreibtisches und holte dort ein Monokel hervor, das er ins Auge klemmte.

„Hat der Mann vielleicht solch Glas getragen?“

Die Alte sah ihn unsicher an.

„So eens? ... nee ... Aber ick kann's nich sagen, Herr Kommissar ... De Sonne schien so, un hat mir woll jeblendet ... wer weeß ...“

„Aber Lackstiefel hatte er an?“

„Ja, un so'n weißet Vorhemde, det blitzte ordentlich!“

„Wie sah denn das Gesicht aus? ... Haben Sie das gesehen?“

Der Kommissar wußte, daß da, bei der Schilderung der Gesichtszüge, auch die genauesten Zeugen versagen; einfach aus dem Grunde, weil es schon eines hohen Grades von Intelligenz, ja von künstlerischer Begabung bedarf, sich die Linien eines Menschenangesichts so einzuprägen, daß man sie später noch im Geiste sieht; und weil es noch schwieriger und darum die Fähigkeit noch seltener ist, das Geschaute vor dem Hörer wieder lebendig werden zu lassen.

Die alte Frau versagte hier vollkommen.

Dr. Splittericht meinte:

„Es ist eine Belohnung von 3000 Mark auf die Ergreifung des Mörders ausgesetzt. Wenn es gelingt, ihn mit Ihrer Hilfe, nach der von Ihnen gegebenen Beschreibung, mein' ich, wenn auf diese Art der Mörder gefaßt wird, so muß Ihnen ein Teil der Belohnung zugesprochen werden, Frau Selle! ... Dafür werde ich sorgen ...“

Der Alten bemächtigte sich eine große Aufregung; sie fing an, mit ihren gichtigen Händen auf der blaugemusterten Schürze fahrig hin und her zu tasten, und ganz ängstlich fragte sie:

„Also ... also, Herr Kommissar, wie viel ... wie viel würde ick denn da woll kriegen?“

Dr. Splittericht, den das Geld so wenig lockte, der deshalb auch die Geldgier, die bei hoch und niedrig gleichermaßen die Krallen reckte, am wenigsten begriff, der sah auf sein Protokoll und erwiderte gleichmütig:

„Vielleicht den dritten, vielleicht auch nur den vierten Teil der Summe, je nachdem, wie viele Leute sonst noch an der Ergreifung des Schuldigen beteiligt sind ... Polizeibeamte haben keinen Anspruch auf die Belohnung.“

„Ja wissen Se,“ die Alte lachte trocken und hüstelte verlegen, „wissen Se, Herr Kommissar ... ich mecht' et so jerne for mein Enkelchen, for die Lucje haben, die hat nämlich eenen von der Marine, un wenn da keen Jeld nich da is, denn kenn' se nich heiraten! ... Se hat ja wat jespart, aber et reicht doch nich! ... et reicht doch noch nich! ...“

Der Kommissar nickte nur:

„Aber wie der Mann aussah, daran können Sie sich nicht erinnern?“

Da, unter der gewaltsamen Anstrengung ihres alten Herzens, das dem geliebten Enkelkind ein Lebensglück sichern wollte, kam es über die alte Frau wie Eingebung und Erleuchtung ... Der vertrocknete Quell ihres Gedächtnisses sprang auf, ihre Pupillen weiteten sich, ihr Blick wurde starr; und mit einem Gefühl grausiger Bewunderung sah der Kommissar in das Gesicht einer Fernsehenden, deren wegmüder Geist, durch das Unwirkliche irrend, in der Vergangenheit Ort und Stunde nach den verlorenen Eindrücken abtastete ...

Die braunen Hände mit den krummen Fingern griffen krallig in die Luft, der welke Mund wollte Worte formen und, nur halb hörbar, murmelte sie:

„... So’ne Schatten um die Augen, wie bei’n Doten ... un der Mund so zu ... janz fest ...“ sie preßte ihren Mund in die Breite ziehend, die Lippen streng aufeinander, „... un janz blaß ... janz blaß war er ...“

Die zu große Anstrengung des Mütterchens wich der Erschlaffung. Sie begann zu zittern und zu weinen.

Mit geheimem Schauer war ihr der Kommissar gefolgt ins Unsichtbare ... Es gab für ihn keinen Zweifel mehr, er irrte sich nicht! ... er kannte jetzt auch den Mörder! ...

So half er der Alten durch freundliche Rede und mit einem Glas Wasser, sich beruhigen. Dann entließ er sie mit dem Trost, ihr werde sicher ein Teil der ausgesetzten Belohnung zufallen.

Sie lachte und weinte und wollte seine Hand nicht loslassen, als er die auf ihren Krücken Humpelnde sanft zur Tür hinausschob.

XVIII.

Dr. Splittericht hatte sich Mc. Duffre vorführen lassen.

Der englische Dieb saß auf demselben Stuhl, auf dem vorher die alte Frau Selle gesessen hatte.

Er war ungefesselt. Der Kommissar reichte ihm sein Zigarettenetui und begierig griff der Engländer nach dem geliebten Kraut.

„Warum wollen Sie mir nun nicht sagen, Mc. Duffre, wo Sie den Juwelenkasten versteckt haben? Finden tun wir’n ja doch! ... Sehen Sie mal, der, der Sie uns in die Hände geliefert hat, der sagt uns auch noch, wo der Koffer steckt!“

Das Gesicht des Diebes, das erst voll höhnischer Überlegenheit auf den Kommissar gerichtet war, wandte sich jetzt mit einem erschrecklichen Ausdruck zur Seite. Man sah, welch eine tierische Wut in ihm brannte, auf den, der ihn verraten hatte. Aber er beherrschte sich:

„No Sir! ... Ich uissen von keine Koffer ...“

„Aber ein Stück haben wir ja doch bei Ihnen gefunden!“

Der Kommissar nahm das Rubinenarmband, den Spielgewinn jenes Nachmittags draußen in der Gärtnervilla, aus seinem Tischkasten und wog die Kostbarkeit wohlgefällig in der Hand.

„Den Armband ich haben gekauft von eine Freind.“

„Wie heißt denn der Freund?“

Der Engländer schwieg.

„Also das ist der große Unbekannte, nicht wahr?“

Der Engländer lachte. Und in diesem Lachen war etwas, was den Kommissar selber zweifeln ließ an der Richtigkeit seiner Behauptung. Er meinte leichthin:

„Nun, den Namen Ihres Freundes, den könnten Sie uns doch wohl sagen ... oder ist er am Ende auch beteiligt bei dem Juwelendiebstahl?“

„Sehen Sie,“ sagte Dr. Splittericht nach einer Pause, während der der Engländer hartnäckig schwieg. „Ihr Leugnen verlängert nur Ihre Untersuchungshaft ... Wir haben Ihr Bild. Mr. Parker, der Amerikaner, den Sie bestohlen haben, der Mann hat Sie längst rekognosziert ... Sie haben ihn, wie Sie es da drüben bei sich nennen „gerahmt“ ... Sind

tagelang mit ihm zusammen im Hotel gewesen in London und haben ihm dann auf dem Schiff sehr geschickt den Koffer ausgetauscht, so daß er's eigentlich nur durch Zufall bemerkt hat, daß er bestohlen war ... Aber das war auf einem deutschen Schiff ... So kommen Sie vor ein deutsches Gericht, was Ihnen nur angenehm sein kann, denn die englischen Gerichte, die verhängen, wie Sie ja selbst wissen, weit härtere Strafen! ... Sie können aber Ihre voraussichtliche Strafe noch erheblich herabmindern, wenn Sie sagen wollen, wo der Koffer mit den Juwelen steckt ...“

„No, Sir! Das Sie können nicht haben, daß ich soll sagen das ...“

„Sie denken, Sie büßen Ihre Strafe ab und später finden Sie dann die Sore in Ihrem Versteck und gehen damit übers Wasser ... Aber, lieber Mc. Duffre, das ist ein Trugschluß! ... Sie kommen bestimmt unter Polizeiaufsicht! ... Na, aber wie Sie wollen! ... Ihr Freund wird uns schon besser Bescheid sagen! ...“

„My Freund?“

Der Engländer stieß das Wort hart in jacher Hitze hervor:

„Hat my Freund Sie gesagt, wo ich sein an diese Abend?“

Dr. Splittericht hätte ruhig „Ja“ sagen können, das taten manche von seinen Kollegen. Aber ihm widerstrebte dies „Auf-den-Schmus-Nehmen“, er vertraute, daß seine geistigen Waffen denen des anderen überlegen waren.

Er antwortete also nicht direkt, sondern fragte seinerseits:

„Glauben Sie wirklich an die sogenannte Diebsehrlichkeit, Mc. Duffre? ... Ich habe immer gefunden, das ist ein Märchen!“

Der Engländer war wieder ganz kalt. Er sprach nicht, zuckte nur die Achseln, als wollte er sagen: Das sind Ansichtssachen.

Der Kommissar verbarg seine Enttäuschung hinter der gleichgültigen Äußerung:

„Na, unsere Fahndungsberichte werden uns ja auch darüber bald Auskunft geben!“

Damit wollte er das Schmuckstück wieder in das Schubfach legen, als er bemerkte, daß der Engländer unruhig wurde und offenbar, ehe er abgeführt wurde, noch eine Frage tun wollte.

Der Kommissar klingelte oder vielmehr er legte den Finger auf den weißen Knopf der elektrischen Klingel.

„Mr. Kommissar ...“

„Ja? ...“

„Sein Mr. Feinglas noch hier?“

„Warum?“

„Weil ich meinte wissen, ob er sein hier?“

„Na, lieber Freund,“ Dr. Splittericht lachte herzlich. „Sie verlangen doch nicht etwa, daß ich Amtsgeheimnisse ausplaudere! ... Sie wollten doch erst Mr. Feinglas gar nicht kennen!“

„Mr. Feinglas sein eine alte Freund von meine tote Vater ...“

Lüg' du und der Deibel! dachte der Kommissar, laut sagte er:

„Und wenn Feinglas noch hier wäre?“

„Dann ich Sie bitten, daß Mr. Feinglas grüßen von mir!“

Der Engländer sah so kühl und ruhig drein. Er hatte sich vielleicht einen Augenblick von dem Begehren fortreißen lassen, etwas über das Schicksal des englischen Hehlers und damit auch über das seine zu erfahren – jetzt hatte er solche Schwäche überwunden, das war klar und deutlich!

Der Kommissar klingelte. Und auf den schrillen Ton trat, als sei er davon herbeigerufen, Braun ein.

„Herr Kommissar: Herr Polizeileutnant v. Plessow und Herr Graf v. Zeinfeld!“

„Die Herren möchten doch bitte eintreten ... Hier, Sie können diesen Gentleman abführen ...“

Der Engländer nickte hochmütig, Dr. Splittericht mußte lächeln über ihn: diese Nation verliert ihren Dummstolz auch nicht, wenn sie Handschellen trägt! ...

Dann ging er dem Grafen Zeinfeld und v. Plessow entgegen. Dieser hatte, in der Absicht, aus seinem Amte auszusteigen, vorläufig Urlaub genommen und war seitdem eigentlich täglich mit dem Grafen beisammen, dem in seiner quälenden Einsamkeit und Verlassenheit nichts Lieberes geschehen konnte.

Der Doktor-Kommissar bot den Herren Stühle an, sie ließen sich neben seinem Arbeitstisch nieder.

Da wurde Graf Zeinfeld mit einem Male aschfahl und sagte, mit der Linken auf den Schreibtisch deutend, mit bebenden Lippen:

„Da ... da ... was haben Sie da? ...“

Dr. Splittericht, im Vorgefühl einer großen Überraschung, folgte mit den Augen und nahm das Rubinenarmband von der Tischplatte:

„Das habe ich dem englischen Pickpocket abgenommen, den Sie und ich zusammen an jenem Abend festgemacht haben, im Janitscharenkeller.“

Blaß bis in die Lippen sagte der Graf mit sichtlicher Anstrengung:

„Das ... das Armband habe ich ... meiner Braut geschenkt ... Es war in der silbernen Schmuckschatulle, die ... die fortgekommen ist ... in derselben Nacht ... wo sie entführt wurde ...“

Er schwieg, nahm das Armband aus der Hand des Kommissars und drückte es fest an seine Brust ... Auch der Kommissar blieb im ersten Augenblick stumm. Nur von Herrn v. Plessows Lippen löste sich ein:

„Donnerwetter!“

In diesem Augenblick tat sich die Pforte, die dunkle Pforte der Wahrheit, an der er selbst vorhin schon gerüttelt hatte, noch weiter auf vor dem hellseherischen Geist des Kommissars: der Freund Mc. Duffres, dessen Namen der Engländer nicht nennen wollte, dieser Freund hieß Salvioli; er und der Entführer Ilonas waren identisch ...

Und auf dem Wege, der immer lichtvoller, immer aussichtsreicher und erkennbarer wurde, rüstig vorwärtsschreitend, ließ der Kommissar, was die alte Frau Selle heute hier gesagt hatte, in das Bild, das sich jetzt vor ihm aufrollte, hineinspielen ...

Er saß eine Weile stumm und mit sich selbst beschäftigt da, dann nahm er einen Schlüssel aus der Tasche, schloß ein Seitenfach des Schreibtisches auf und nahm die blaue Seidenschnur heraus, sie still vor sich hinlegend. Nach einer Weile sagte er:

„Mit dieser Schnur ist die alte Frau Meyer in der Marienfelder Straße ermordet worden ...“

Der Graf hatte noch kaum hingesehen; er blickte auf die glühenden Edelsteine, er liebte ihre kühle und doch so flammende Schönheit mit seinen von heimlichen Tränen geschwächten Augen ... Jetzt sah er die blaue Seidenkordel und sagte leise, unsicher:

„Die Schnur ...?“

„Ja, die haben wir am Halse des Opfers gefunden, das damit erwürgt war ...“

„Die Schnur ...“ sagte der Graf wieder, seine Stimme schwankte, als ob er trunken wäre.

„Ja, mein Gott, wie ist mir denn ... aber nein, das ist ja nicht möglich! ...“

„Was ... was ist nicht möglich?!“ drang der Kommissar in ihn.

„Solche Schnur hat Ilona an ihrem seidenen Morgenrock gehabt ... sie trug immer solche blauseidenen Schlafröcke ... ich habe ihr selbst welche aus Paris schicken lassen ...“

Der Kommissar stand auf. Er ging, die Hände auf dem Rücken ineinandergehakt, mit gesenktem Kopf einige Male im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor seinen beiden Besuchern stehen.

„Meine Herren, das müssen wir sofort nachprüfen ... ich habe eher keine Ruhe ... kommen Sie bitte!“

Graf Zeinfeld und v. Plessow, der nur immer seinen blonden Kopf schüttelte, erhoben sich sofort.

Des Grafen blaues Auto hielt vor dem Präsidium.

Und eine Viertelstunde später wußte Dr. Splittericht, daß er sich nicht geirrt hatte, daß Ilonas Entführer auch der Mörder der alten Frau in der Marienfelder Straße war ...

XIX.

Ein trüber, windiger Tag: die großen Straßen der Vorstädte waren wie leergefegt. Die Kinder hatten noch Schule und die Frauen, denen der Sturm die Röcke um die Beine schlug, eilten nach Hause, den Kochtopf auf den Herd zu stellen: wenn der Mann um zwölf Uhr von der Arbeit kam, wollte er sein Essen haben!

Ein Händler mit Kirschen und Stachelbeeren zog, laut seine Ware ausschreiend, vorn an der Deichsel des ziemlich großen Wagens; hinten schob die Gefährtin, eine magere, krank aussehende Frau, die sich trotz des Wetters, alle Augenblick den Schweiß von der Stirn wischte. Dann hielt der Wagen, Käufer liefen herbei, Frauen und kleine Kinder, und der Schutzmann, der von der Ecke herkam, drehte wieder um, um den Händler nicht erst nach seinem „Gewerbe“ fragen zu müssen.

Die alte Frau Selle hatte vergeblich den Versuch gemacht, ihren Platz gegen den Wind, der in langen, fauchenden Stößen die Marienfelder Straße heraufkam, zu behaupten ... Früher hätte sie an solch einem Tage gar nicht daran gedacht, den warmen Herd oben in ihrer Tochter Küche zu verlassen ... Jetzt hatte sie eine Aufgabe ... Sie war so sehr erfüllt von dem Gedanken an den Mörder! Und der alte Glauben, daß, wer einen Mord begangen hat, wieder zurückkehren müsse an den Schauplatz seiner Freveltat, der mußte bei ihr, die sich ja die Mitgift für ihr Enkelkind durch seine Festnahme verdienen wollte, zur fixen Idee werden ... Sie hatte sich für den Fall auch schon alles schön zurechtgelegt. Nebenan bei Kaufmann Fredrich war ein Telephon, da wollte sie hinhumpeln, so schnell es auf Krücken ging, und die Kriminalpolizei anklingeln ... Und wenn er etwa nicht solange blieb, der Schandkerl, wenn er schnell wieder weg wollte, dann hetzte sie alle Menschen auf ihn! ... Er würde dabei vielleicht erschlagen und zerrissen werden von den wütenden Leuten, aber das war seine Schuld! ... Warum ermordete er alte, wehrlose Frauen!

Doch heute ging es nicht! Heute war's hier unten nicht auszuhalten! ... Und wenn sie nachher ihr Reißen wieder kriegte, dann konnte sie womöglich wochenlang nicht mehr auf die Straße ...

Sie stand so, vom Sturm gezaust, und ihre alten Augen suchten nach einem Kinde, das ihr den Stuhl hinauftragen sollte, als ein Mann vorüberging, ein armseliger, in einen alten, verschlissenen Lodenmantel gehüllter Mensch, der lahm war auf einem Fuß und obendrein eine breite, schwarze Binde um den Kopf trug, die wohl sein krankes, linkes Auge schützen sollte.

Er hinkte vorbei und blieb vor der Haustür von Nummer 20 stehen, wo er nach den weißen und roten Mietplakaten sah, die am Tor hingen ... Nun kehrte er zurück, kam näher und suchte unschlüssig mit dem gesunden Auge hin und her. Trat zu der alten Frau heran und fragte in einer harten, akzentuierten Aussprache, ob hier wohl ein kleines Zimmer oder eine Schlafstelle zu vermieten wäre.

Frau Selle gab ihm Bescheid: ja, er sollte nur hinaufgehen, da wäre vorn im Vorderhause und auch hinten noch Verschiedenes zu vermieten.

Er zögerte und redete allerlei. Dabei stand er so, daß er die von der schwarzen Binde halbbedeckte Hälfte des stoppelbärtigen Gesichts der Alten zuwandte. Sie sah nur, daß er unrasiert und sein Gesicht blaß und eingefallen war ...

Schließlich hinkte er weiter ...

Die alte Frau, die wußte, was es heißt, keine gesunden Beine haben, bedauerte ihn noch ... Und ohne eine Ahnung, wer es war, dem sie ihr Mitleid schenkte, humpelte sie mit dem kleinen Jungen, der eben aus der Schule kam und ihr den Stuhl tragen wollte, in den Hausflur hinein.

Der im Lodenmantel mit dem verbeulten Schlapphut auf dem wohl lange nicht geschnittenen, wirren, grauen Haar, hinkte weiter die Straße hinauf, ging über den Damm und trat in eine Destillation, wo er sich einen Schnaps geben ließ ... Er hatte am Fenster Platz genommen und konnte von hier aus die andere Straßenseite und das Haus Nummer 19 gut sehen ...

Wenn er überlegte, wie er da fortgekommen war am Morgen des 14. April ... das wollte er in seinem Leben nicht zum zweiten Male durchmachen! ... In seinem Leben – haha! ... sein Leben hing jetzt am seidenen Faden – nein, an der blauseidenen Schnur hing es! ... Diese verdammte Schnur! ... Wie hatte er bloß so dumm sein können, gerade diese Seidenschnur, die er noch aus dem Zusammensein mit Ilona aus Paris her besaß, wie hatte er bloß gerade die dazu nehmen können! ... Jede Zuckerschnur hätte es doch getan, und eine Drahtschlinge aus weichem nachgiebigen Metalldraht wäre noch besser gewesen! ...

Wenn Ilonas Vorliebe für blauseidene Schlafröcke auch dem vermaledeiten Kommissar bekannt wurde – und dieser niederträchtigen Spürnase konnte ja auf die Dauer nichts verborgen bleiben – dann war er geliefert!

Warum floh er nicht? ... Noch waren alle Wege für ihn offen! Niemand besaß ein Bild von ihm! Und die Personalbeschreibung, die der Kommissar etwa verbreiten konnte, haha! ... Die würde ihn nirgends aufhalten! ... Um die unwirksam zu machen, hatte er noch nicht einmal eine Verkleidung nötig! Da brauchte er sich nur geschickt die Wangen schminken und den bei ihm so schnell wachsenden Bart, wie jetzt, ein paar Tage stehen lassen! ... Warum floh er also nicht? ...

Es hatte im Annoncenteil einiger großer Zeitungen ein Aufruf gestanden, der in einer nur den Eingeweihten verständlichen Ausdrucksform Ilona aufforderte, alle Rücksichten und Bedenken beiseite zu setzen, ihn zu verlassen und zu ihren Freunden, die sie nach wie vor liebten und sich nach ihr sehnten, zurückzukehren ...

Und dies Zeitungsblatt hatte Ilona dummerweise früher als er in die Hand bekommen ...

Eigentlich war es ja seltsam und zu verwundern, daß Ilonas Verehrer nicht sofort die Hilfe der Presse in Anspruch genommen hatte ... Aber mit Ausnahme eines Sensationsblattes, das es sich nicht hatte nehmen lassen, mit hämischen Bemerkungen über „eine große, allzu schnell beliebt gewordene Schauspielerin“, eine lächerlich romantische Entführungsgeschichte aufzutischen, an der jedes Wort dumm erfunden war, hatte keine einzige Zeitung bisher etwas über den Fall gebracht ...

Gewiß nicht aus Unwissenheit, davon war Salvioli überzeugt ... Er vermutete vielmehr, der Graf habe geglaubt, mit seinen unter der Hand angestellten Recherchen, bei denen ihm die Polizei und speziell dieser niederträchtige Spürhund, der Dr. Splittericht, behilflich war, auch zum Ziel zu kommen ...

Diesem albernem Aristokraten war natürlich daran gelegen, jedes Aufsehen zu vermeiden; damit hatte Salvioli gerechnet ... Seine Kalkulation stimmte ... Wochenlang war Ilona in seiner Hand ... Warum hatte er nicht längst mit ihr Berlin und dieses ganze, unerträgliche Land verlassen, in dem der Bürger nicht einmal die Freiheit besaß, sich von Leuten, die klüger waren, sein Geld abnehmen zu lassen?! ...

Ein Hohnlachen glitt über das graue Gesicht des Mannes, der das Für und Wider seiner verbrecherischen Rechnung überschlug und der zu dem

Schluß kam, daß er sich geirrt habe, daß ein Fehler in dem Exempel sei, der ihn verderben könne ...

Er hatte Ilona verboten, Zeitungen zu lesen ... Und das war das erstemal, daß sie seinen Befehl mißachtete ...

Merkwürdig, diese Tatsache, gegen die er wenig unternehmen konnte, machte ihn selbst wankend in seiner Festigkeit und Härte ... Sie flog auch nicht mehr, wenn er befahl, sie ging mit widerwillig schleppenden Füßen; und es schien ihm, als ob ihre Augen ihm in heimlicher Empörung folgten, als ob Gedanken und Pläne sich hinter ihrer feinen Stirn erheben, wie sie ihre Ketten brechen könne ...

Eines war klar: das Netz mußte mit dem Augenblick über ihm zuschlagen, wo Ilona ihm tatsächlich den Gehorsam weigerte ...

Sie sprach ebensowenig wie früher ... Aber ihre Gesichtszüge waren belebter und in den großen, tiefblauen Augen flammte der Haß deutlicher als je zuvor ... Die sahen ihn jetzt oft unverhohlen und geradeaus an, diese Augen, und leuchteten wie Warnungsfackeln, die ihm seinen Untergang weissagten ...

Sollte er sich ihrer entledigen?

Das ging auf mancherlei Art ... Er brauchte nicht einmal selbst Hand an sie zu legen ... Ein in der Hypnose gegebener strenger Befehl genügte, sie auf den Hausboden steigen zu lassen ... daß sie von da zwei Stock hoch hinunterstürzte und sich zuschanden schlug – das bedurfte keiner besonderen Nachhilfe ...

Aber merkwürdig, er hatte nicht mehr den Mut dazu ... Seit er am Morgen des 14. April da drüben aus dem Hause herausgetreten war, hatten ihn seine kalte Ruhe und die Empfindungslosigkeit verlassen, die ehemals sein Tun bestimmten ... Er dachte nicht daran, Gewissensbisse zu empfinden ... Ein Organ wie das Gewissen – wenn es nicht auch bei den anderen eine Phantasie, eine schöne Heuchelei war –, er hatte jedenfalls nie eines besessen ... das war eben Nervensache! – Solange man wirklich Herr seiner selbst blieb, konnten einem tote Menschen nichts mehr anhaben – gleichgültig, auf welche Weise sie umgekommen waren ...

Und trotzdem: es war die größte Torheit, die er in seinem Leben begangen hatte! ... Warum bloß? ... warum?

Er hatte die Alte eines Nachts auf einem Tanzzirkel kennengelernt, dessen privater Charakter nur seine Zügellosigkeit decken sollte ... Sie war ihm ekelhaft gewesen, aber an ihren großen Diamanten und der

ganzen prahlerischen Art, in der sie sich gab, sah er, daß sie viel Geld besaß.

Damals hatte er, leidenschaftlicher als je spielend, auch das letzte verloren. Was er noch nie getan, sogar einen Teil seiner Kleidung hatte er versetzt. Und Ilona, der schon da seine Absichten galten, war ihm durch Zufallsspiel immer wieder ausgewichen.

Natürlich hatte er mit dem fetten alten Weibe, das ihn mit ihren wässerigen Augen rein auffraß, sofort hypnotische Versuche angestellt. Diese Art, anderen zu suggerieren, daß sie ihm ihr Geld freiwillig gaben, hatte er ja so oft genug mit Erfolg angewandt ...

Bei der Alten aber verfiel nichts. Eine ganz ungeistige Natur, stand sie mit ihren dicken Beinen so fest auf der Erde, daß er schon nach kürzester Frist erkannte, alle seine Mühe, ihren Geist der Materie zu entrücken, würde vergeblich sein.

Aber sei es nun, daß ihn die Not zwang oder erregte diese dumme und unbewußte Hartnäckigkeit der Witwe seinen Zorn – er wollte nicht nachlassen! Und dabei war die Alte gutmütig genug und ging ein auf seine wiederholten Versuche, sie in Trance zu bringen. Nur lachte sie ihn zum Schluß aus ihren wasserblauen Glotzern immer liebeselig an und peinigte ihn mit ihren Küssen ... Das brachte ihn in Wut, die er aber, wie jede Regung, solange er nüchtern war, eisern beherrschte und nicht merken ließ.

Er hütete sich auch wohl, sie in ihrer Wohnung zu besuchen. In einer leeren Villa hatte er sich ein Quartier eingerichtet, dort kam sie hin. Dort hatte er auch heute seine Verkleidung bewerkstelligt, und dieses völlig verlassene Haus, das seit Monaten kein Mensch betreten hatte außer ihm, sollte ihm als Zuflucht in der Stunde der letzten, äußersten Gefahr dienen.

Aber dieser Verkehr mit der Witwe, dem er jedesmal mit Abscheu entgegensah, hatte allmählich in ihm eine Bosheit, einen so infernalischen Haß gegen sie ausgelöst, daß sie sicherlich nicht mehr gekommen wäre, hätte sie gewußt, wie sie in den Stunden dieses einsamen Beisammenseins in jeder Sekunde dem Tode nahe war.

Indessen, sie war eine zu hartfühlige Natur; ihr war es gar nicht gegeben, in anderen Seelen zu lesen. Und was sie vielleicht sonst an Vorsicht aufgebracht hätte, den nachtdunklen und toddrohenden Augen gegenüber, die sie immer von neuem bannen und in Schlaf zwingen wollten, das wurde von ihrer dummen Sinnlichkeit verwischt und ausgeschaltet.

So war er sich wohl klar über die Beweggründe, die ihn zu seiner blutigen Tat geführt hatten ... Aber der Entschluß selbst, die Kraftquelle zur Entscheidung und die Vision der Stunde, in der aus dem Gelüst der blutige Wille und aus diesem die mörderische Tat wuchs –, diese ganze, so tief unerklärliche Entstehung des Mordes verschwamm auch vor seinem scharfspürenden Geist in einem düsterroten Nebel ...

Er konnte sich nicht einmal vor sich selbst mit einer plötzlich ausbrechenden Raserei entschuldigen. Er hatte ja die blauseidene Schnur zu Hause mit der festen Absicht eingesteckt, sie der Alten noch an demselben Abend um den Hals zu legen und zuzuziehen ...

Als dann die Witwe bei ihm war, in seinem Schlupfwinkel, da überlegte er kaltblütig, daß der Mord doch nur einen Sinn hätte, wenn die Beute dem Risiko, das er einging, entspräche ... Die paar Edelsteine, die sie an sich trug, konnten ihm nicht viel helfen ... Da hatte er in kalter Berechnung die Tat verschoben und hatte, mit scheinbarem Widerstreben, ihren so oft ausgesprochenen Wunsch erfüllt, sie in ihrer Wohnung zu besuchen.

Gesehen hatte ihn mit Ausnahme der alten Frau, die an Krücken ging und vor dem Hause saß, wohl keiner. Und die Alte – um das festzustellen, war er ja heute eigens hergekommen! –, die würde ihn auch kaum wiedererkennen, selbst wenn er ohne Verkleidung vor sie hinträte ...

Nein, es blieb nur die Schnur ... dieser Wahnsinn mit der blauen Seidenschnur! ... Warum er die gerade genommen hatte, wo da die tieferen, in irgendeiner verborgenen Seelenfalte steckenden Gründe lagen, darüber zergrübelte er seinen schon seit Tagen schmerzenden Kopf vergebens ...

Das war das einzige Beweismittel gegen ihn ... Wenn die Schnur auf dem Gerichtstisch lag und die Sachverständigen fingen an, das Gewebe, den Faden, die Herkunft des Fabrikates zu prüfen, dann war er verloren! Dann nutzte kein Leugnen mehr!

In den Zeitungen hatte über den Mord lange nichts gestanden; keine Hindeutung hatte er, der doch jede kleinste Notiz begierig verschlang, gefunden, daß man sich über die Herkunft der Kordel Gewißheit verschafft habe. Aber was wollte das sagen?! Er wußte, wie geschickt manche Kommissare die Presse benutzten, und war sich vollkommen klar darüber, daß es keinen Mann auf dem ganzen Präsidium gab, der ihm so gefährlich werden konnte wie der Doktor Splittericht.

Ja, er hatte wie ein ganz gewöhnlicher, dummer Raubmörder gehandelt; war, kaum daß er bei ihr eingetreten war, sowie die Alte ihm in ihrer blödsinnigen Zärtlichkeit um den Hals fallen wollte, auf sie losgesprungen, hatte sie hingeschmissen, auf den Bauch, und hatte sie, die in ihrem furchtbaren Schreck nur einmal aufkreischte, erdrosselt ... Er saß dabei auf ihrem Rücken, wick ihren nach hinten krallenden Fingern geschickt aus und drückte ihr das Kreuz ein mit seiner Körperschwere ... Das ging schnell ... Er hatte vorher genau überlegt, daß er es so machen wollte, und trotz seiner heftigen Erregung, die ihn mit einer unbezwinglichen Energie erfüllte, war er nicht einen Augenblick von seinem Programm abgewichen ...

Dann, als er mit einem brennenden Blutgeschmack in der Kehle von ihrem Körper aufstand und in die Küche ging, weil der Durst ihn peinigte, war der Zwischenfall gekommen, mit den Leuten an der hinteren Ausgangstür ... Die Ruhe, die kalte Sicherheit, die er da aufgebracht hatte, wie er die Einlaßbegehrenden mit lachender Stimme abfertigte, daß sie selber lachend davongingen, das erfüllte ihn heute noch mit Bewunderung! ...

Nur hernach, als er wieder allein war mit der Toten, war ein Zittern, ein Schüttelfrost über ihn gekommen.

Und doch! Auch da hatte er sich überwunden, hatte seine Nerven zum Gehorsam gezwungen! Er hatte die Tote so sorglich ins Bett gelegt, hatte sie eingehüllt in Kissen und das Bett über ihr aufgemacht – kein Krankenpfleger hätte es besser gekonnt! ... Alles hatte er vorausgesehen und wohl bedacht: daß Leute in die Wohnung kommen, nach der Witwe sehen könnten, und daß sie dann die Wohnung in vollster Ordnung finden und keinen Augenblick daran denken würden, in dem peinlich eingedeckten Bett könne eine Tote liegen ...

Alles hatte er überlegt und vorausberechnet, alles! ... Nur eines nicht ... An eines hatte er nicht gedacht! An das Allernächstliegende: er hatte vergessen, der Leiche die blaue Seidenschnur vom Halse zu nehmen ... Warum er dies vergessen, weshalb er daran nicht gedacht hatte? – Vielleicht, weil ihn die Habsucht trieb ... weil er in Ungewißheit war, ob die Alte nun auch wirklich die Quartalsmieten noch im Hause hatte ... Er suchte wie ein Toller und schrie auf vor Genugtuung, als er endlich das Geld in der stoffüberzogenen Wäschekiste gefunden hatte.

Er verließ die Wohnung, ohne Furcht, mit einer Sicherheit und Ruhe, als käme er von einem lustigen Besuch ... Und erst, als er die alte Frau, die ihre Krücken hinter sich an die Wand gestellt hatte, vorm Hause in

der Sonne sitzen sah, da erst fiel ihm – warum nur gerade jetzt? ... vielleicht, weil es ebenfalls eine alte Frau war, die dort saß? –, da erst fiel ihm seine grauenhafte Vergeßlichkeit ein. Da erst dachte er an die blaue Seidenschnur, die den Hals seines Opfers drosselte, die, eine stumme und furchtbare Zeugin seiner Tat, gefunden werden mußte.

Und er hatte den Mut nicht mehr gehabt zurückzugehen ... Es wäre auch unmöglich gewesen: wer sollte ihm die Wohnung jetzt noch öffnen, zu der er den Schlüssel nicht hatte? ...

Das war ihm tagelang nachgegangen. Tagelang war er innerlich wie gelähmt und betäubte sich nur im Spiel, das ihm in kurzer Zeit die ganze recht beträchtliche Summe wegfraß, um deretwillen er gemordet und sein eigenes Leben vernichtet hatte.

Seine kühle Logik, sein grüblerischer Verstand eilte jetzt seinem Leben voraus bis ans Ende. In dieser Stunde ward er selbst zum Hellseher, der vor- wie rückwärts blickte, als seien alle Schleier vor Vergangenheit und Zukunft fortgezogen.

Er sah sich als Kind einer kleinen Schauspielerin, die sich in einen Italiener verliebt hatte, der in Wien einen Handel mit schlechten Porträtabgüssen betrieb. Der Mann, ein Säufer und Messerstecher, wurde vom kaiserlich königlichen Bezirksamt per Schub über die Grenze gebracht. Der Sohn war alles, was er seiner Geliebten zurückließ ... Und die gab ihn bei einem Diurnisten in Pflege, der selbst kaum zu essen hatte; nur das Pflegegeld bezahlte sie nicht, ging auf Kunstreisen und verschwand ... Pietro Salvioli konnte sich nie vorstellen, wie es ist, wenn man Eltern hat, was man empfindet, wenn man geliebt wird ...

Er wurde in die Schule geschickt und lernte da gar nichts weiter wie Lesen ... Die Erkenntnis irgendeines Zahlenwertes blieb ihm lange verschlossen. Die anderen Gegenstände langweilten ihn, gegen Religion und Sittenlehre hatte er eine an Haß streifende Abneigung.

Aber er las ... Jedes bedruckte Stück Papier, das ihm in die Hände fiel, verschlang er gierig.

Mit zwölf Jahren lief er seinen Pflegeeltern, die die Stadt entschädigt hatte, fort und handelte, wie sein Vater, mit Gipsbüsten. Dann kam er an eine Schauspielertruppe, die ihn wegen seiner schlanken Gestalt, um seiner dunklen Locken und des flammenden Augenpaares willen mit auf den ärmlichen Kunstkarren nahm. So lernte er die Landstraße mit ihrer Not und ihrem notgedrungenen Verbrechen kennen. Er ward ein Vagabund und war doch genug Künstler, um an die Oberfläche zu

kommen, um nicht im Schmutz und Staub der Jahrmärkte und Messen unterzugehen.

Aber es zog ihn in die Stadt ... Er ahnte, daß da *seinen* Talenten ein besserer Boden blühte. Dort fiel er einem Magnetiseur in die Hände, einem platten Schwindler, der ihn als „Astralknaben“ aufputzte und für Geld zeigte. So lernte er Hypnotismus und Suggestion, Telepathie und Clairvoyance kennen, zuerst als lächerlich einfache, betrügerische Manipulation, an deren wissenschaftlichen Wert der junge Stromer und Landfahrer keineswegs glaubte, da seine eigene Vorführung ein frech abgekartetes Spiel zwischen ihm und seinem Meister war.

Aber sein Lesen, seine Wißbegier kamen ihm zur Hilfe. Sein scharfer Verstand, sein eifriger Spürsinn für alles Mystische, Geheimnisvolle und Abenteuerliche brachten ihn bis an den großen Vorhang, der, noch wenig gelüftet, bis heute die okkulte Welt zudeckt. Er lernte einsehen, was Wissenschaft und was Gauklerkunst war, und er begriff allmählich die fabelhafte Kraft der Suggestion, der geistigen und seelischen Beeinflussung, die ihm selbst innewohnte ...

Nun war der Weg bis zur Anwendung seiner Macht kurz. Er ging ihn skrupellos, ohne jedes Bedenken, mit kalter Überlegenheit und selbst nur dann aus seiner Bahn geschleudert, wenn der Spielteufel ihn packte und wenn er die Wut, den Zorn über seine Verluste im Wein ertränkte ... Vielleicht spielte auch da der Hang zum Romantischen, den alle Verbrecher haben, eine Rolle ... Vielleicht hatte der ihm die blauseidene Schnur in die Hand gedrückt, als er an einem Aprilmorgen nach der Marienfelder Straße ging, um die Rentiere und Hausbesitzerin zu erwürgen.

So sah er, wie man nach langem Aufstieg von der Bergesspitze im Abendlicht eine Landschaft betrachtet, in der man einst gelebt hat, seine Jugend. Aber es war ihm in dieser Stunde auch gegeben, nach der Seite des Abstieges hinunterzuschauen. Und da war kein Weg, kein Steg! Steile Grate und Felszacken fielen in bodenlose Tiefe! Wer da hinabwollte, mußte stürzen!

Mit dem Gefühl einer furchtbaren Ernüchterung und Seelenmüdigkeit sah sich Pietro Salvioli in der Kneipe um ... Am Schenktisch stand eine dicke Frau ... im Halbdunkel ... Er sah die Alte von drüben aus Nummer 19 steif und tot vor sich und schauderte ... Mit Gewalt riß er sich zusammen ... wenn er solchen Phantastereien nachgab, dann war er gleich verloren! ...

Ihm war, als klappe hinter ihm eine eiserne Tür ins Schloß, die jeden Ausweg versperrte ...

Nach Haus, nach draußen, zu Ilona hin wollte er nicht mehr ... Als er sie gestern abend verlassen hatte, um, wie schon manchmal, seinen Schlupfwinkel in der einsamen Villa aufzusuchen, da hatte sie so eigen gelächelt ... nicht mehr so hündisch ergeben ... nein, als wenn sie innerlich froh wäre, froh und gefaßt und mit sich selbst zufrieden ...

Stand sie schon in Verbindung mit seinen Feinden? ... Unmöglich! ... Aber ihre Seele hatte sich ihm entwunden. Der Glaube an seine Zauberkraft und das Gefühl der eigenen Ohnmacht, das war schon von ihr abgefallen oder es wollte eben, wie eine schwere, die Schulter wunddrückende Bürde, von ihr gleiten! ...

Er knirschte mit den Zähnen ... Sie entzog sich ihm! ... Sie wurde frei! ... Bald würde sie an der Seite seiner Gegner hinter ihm herjagen! ...

Daß er ihr nicht auch den Hals zugeschnürt hatte mit der blauseidenen Schnur! ... Ein rasendes Gefühl nach Rache für sein Ende, das er so deutlich vor sich sah, überkam ihn! Er hätte aufspringen mögen und, jeglicher Gefahr trotzend, noch einmal hinausheilen in die einsame Gärtnervilla, um wenigstens an der einen, die sich von ihm losriß, seinen Haß zu kühlen.

Er blickte auf.

Die Wirtin fragte ihn, ob er noch ein Glas Bier wolle.

Ja, seinetwegen ...

Dabei sah er durchs Fenster auf die Straße ...

Der Atem verging ihm, sein Gesicht, seine Glieder wurden ganz starr; ihm war, als ob plötzlich Eiswasser statt des Blutes in seinen Adern riesele.

XX.

Der Doktor Splittericht hatte mit seinem Gehilfen Braun in der Nacht einen guten Fang gemacht. Ein Mädchen hatte einige Tage zuvor dem Kriminalschutzmann mitgeteilt, die rote Therese, mit deren Hilfe sie den englischen Juwelendieb verhaftet hatten, die habe sich ein paar wundervolle Brillanten als Halsgehänge fassen lassen. Das schien verdächtig und gab Grund, das Frauenzimmer scharf zu beobachten. Und Braun, der sich sofort an ihre Spur heftete, stellte fest, daß sie sich neben ihrer gemeldeten Wohnung in einem Winkelhotel der inneren Stadt eingemietet hatte. Dort wurde die Ledertasche mit den Pretiosen, die Mc. Duffre dem amerikanischen Juwelenhändler gestohlen hatte, im Schrank versteckt gefunden.

Es war noch früh am Morgen, die ersten Strahlen der zwischen Wolken hervorlugenden Sonne fielen durch das große Fenster ins Amtszimmer des Kommissars, der eben dabei war, die heute nacht eingebrachte Therese Felder zu verhören. Aber das Mädchen, das wütend den roten Kopf zurückwarf und Verwünschungen und Schimpfreden hervorsprudelte, leugnete jede Beteiligung an der Tat. Mc. Duffre hätte ihr die Brillanten geschenkt, sie wäre nie in dem kleinen Hotel gewesen! Man sollte sie augenblicklich freilassen, sonst würde sie den Kommissar wegen Freiheitsberaubung anzeigen.

„Es ist Hehlerei,“ sagte Dr. Splittericht, ohne irgendwie seine Ruhe zu verlieren, „und außerdem kommt für Sie die Überweisung in Frage.“

Oh, da wurde sie ganz klein, die rote Therese! Die Gefängnisstrafe hätte sie nicht geschreckt, aber die Überweisung ins Arbeitshaus, die Jahre dauern konnte, die harte Mühe, schmale Kost und Hausstrafen in Menge verhieß, die machte selbst dieses in Laster und Roheit verhärtete Herz beben.

„Ich will ja alles sagen, Herr Kommissar,“ weimerte die Rote, „was woll’n Se denn wissen?“

„Ich will wissen, woher das Rubinenarmband stammt, das wir Mc. Duffre bei seiner Verhaftung abgenommen haben?“

Er hatte das Schmuckstück aus seinem Pult genommen und ließ das Blutfeuer der Edelsteine vor den Augen der roten Therese funkeln, der,

trotz ihrer bösen Lage, vor Begehrlichkeit bei solchem Anblick die spitze Zunge die roten Lippen feuchtete.

Sie besann sich noch einen Moment, dann sagte sie bestimmt:

„Das Armband hat er beim Spiel gewonnen von seinem Freund.“

„Wie heißt der?“

Sie hob die vollen Schultern:

„Das weiß ich nicht ...“

„Na, dann will ich's Ihnen sagen: er heißt Salvioli ...“

Sie wurde gleich wieder ungezogen.

„Na, wenn Sie's wissen, warum fragen Sie mir denn?“

Dr. Splittericht tat, als höre er gar nicht.

„Wo wohnt er denn, dieser Salvioli?“

„In Seefelde.“

„Das stimmt nicht.“

Der Kommissar griff das aus der Luft, um sie zum Widerspruch zu reizen.

Und sie fing sich sofort.

„Doch! ... Bei'n Jätnereibesitzer wohnt er ... ich war ja einmal mit draußen!“

Dr. Splittericht sah seinen Adlatus Braun an. Der verstand und ging aus dem Zimmer.

„Dann haben Sie also auch die Frau gesehen?“

„Nee, er hat mir nich mitgenommen ... ich mußte solange ins Lokal bleiben ...“

„Er hat doch aber da draußen 'n anderen Schemm^[4] ...“

„Ja, er heißt Professor ... Professor ...“

Dr. Splittericht sah in seine Akten und sagte:

„Professor Koloman?“

„Ja, so hieß er! ... Sie wissen doch aber alles, Herr Kommissar!“

Dr. Splittericht lächelte ein wenig.

Indem kam Braun wieder ins Zimmer, neigte sich zu seinem Vorgesetzten und flüsterte dem zu:

„In Seefelde wohnt ein Gätnereibesitzer Schmidtchen.“

Der Kommissar nickte der roten Therese zu:

„'s is gut ... Sie sollen mir nicht umsonst gefällig gewesen sein!“

Und zu Braun:

„Führen Sie sie jetzt ab, bitte!“

Sowie die beiden das Zimmer verlassen hatten, nahm der Kommissar den Hörer von seinem Apparat und ließ eine Verbindung nach Seefelde herstellen. Die kam schneller, als zu erhoffen war.

„Ist dort Gärtnereibesitzer Schmidtchen?“

„Jawoll, hier Gärtnereibesitzer Schmidtchen,“ klang es aus dem Hörer.

„Wohnt bei Ihnen ein Professor Koloman mit Frau?“

„Ja, wer ist denn da?“

„Hier Berliner Kriminalpolizei ... Sie haben über das, was ich mit Ihnen spreche, absolutes Stillschweigen zu beobachten ... Wie sieht dieser Koloman aus?“

„So'n Alter, Herr Kommissar ... mit 'n weißen Bart ... und 's is am Ende janich ihr Mann ...“

„Ist sie denn zu Hause, die Dame?“

„Ja, sie is in ihre Stube ... se schläft noch ...“

„Und der Mann? ... Der Professor? ...“

„Der is seit jestern schon fort ...“

Eine leise Enttäuschung klang in des Kommissars Stimme, als er weiter fragte:

„Wohin, wissen Sie wohl nicht?“

„Nee, keine Ahnung ...“

„Gut ... also sehen Sie zu, daß Sie sie festhalten ... aber in freundlicher Weise, bitt' ich mir aus ... hören Sie? ... Ohne alle Gewalttätigkeit! ... In einer Stunde ist jemand bei Ihnen draußen ... verstehen Sie?“

„Jawoll, Herr Kommissar! ... und wenn Herr Kommissar ...“

„Schluß!“ sagte Dr. Splittericht, und zu Braun gewendet:

„Jetzt muß ich sofort den Grafen Zeinfeld anrufen!“

Er sah so froh aus, der kleine Kommissar, ordentlich glücklich. Aber Braun verstand ihn: der war dann am besten gelaunt, wenn er einem was Liebes tun konnte! ...

Beim Grafen Zeinfeld kam der Diener ans Telephon: Herr Graf seien eben bei der Toilette.

„Dann bestellen Sie bitte dem Herrn Grafen, er möchte mich gleich anläuten ... nein, sagen Sie ihm, ich ließe ihn bitten, mich so schnell als möglich hier im Präsidium aufzusuchen!“

Braun stand noch immer und wartete:

„Herr Kommissar ...“

„Was denn, Braun?“

„Wenn Herr Kommissar gestatten, ich möchte gleich mal ’runter nach der Marienfelder Straße ... das heißt, wenn mich Herr Kommissar nicht brauchen draußen bei der Sache in Seefelde ...“

„Nö ...“ Der Kommissar dachte nach, „da werd’ ich Sie voraussichtlich nicht brauchen ... denn ... daß wir unseren Mann da draußen finden, das halt’ ich vorläufig für ausgeschlossen ... Übrigens, was haben wir verdient mit unserem braven Mc. Duffre, Braun? ...“

„10 000 Mark ... Aber ich doch nicht! ... Herr Kommissar! ...“

„Aber ja, wir alle beide. Sie ebenso wie ich! ... Die Arbeit halbpant, also natürlich auch der Lohn! ...“

„Herr Kommissar, sind zu gut ... zu gut! ...“

„Bewahre, Braun, keine Idee! ... Mir liegt nur nicht soviel am Gelde! ... Wäre ich wie die anderen ... Aber ich habe ja genug ... was soll ich denn damit? ... Und Sie können’s bei Ihren sechs Kinderchen gebrauchen!“

„Ja, Herr Kommissar!“ Der große Mann sagte es aus tiefster Brust. „Meine Frau is auch immer leidend ...“

„Na sehen Sie ... da können Sie ihr ja nun ’n bißchen was antun! ... aber was ich sagen wollte ...“

Es klopfte an der Tür, Herr v. Plessow trat ein.

„Ich habe mich nur mal erkundigen wollen, lieber Herr Kommissar, wie es mit unserem Verbrecher steht?“

„Wir haben ihn – beinahe!“ sagte Dr. Splittericht und sah auf zu den beiden Enakssöhnen, die neben seinem Pult standen. Der Aristokrat hier und da der Mann aus dem Volke, der einfache Beamte, beides Prachtmenschen, Leute von ungewöhnlicher Körperstärke und von einem Mut, der vor keiner Gefahr bebte, beides Männer, auf die man sich in jeder Situation verlassen konnte.

„Verzeihen, Herr Kommissar,“ meinte Braun, „ich habe vorhin schon gebeten, ich möchte, wenn mich Herr Kommissar nicht anderweitig

brauchen, möcht' ich heute wieder mal nach der Marienfelder Straße fahren ...“

„Na wieso? ... Was versprechen Sie sich davon, Braun?“

„Ach, Herr Kommissar ...“ Der Beamte schien fast verlegen ... „meine Frau hat heute nacht geträumt, wir hätten ihn da auf offener Straße festgenommen ...“

Herr v. Plessow lachte:

„Träume sind Schäume, Verehrtester, oder sie bedeuten's Gegenteil ... dann wird gerade nichts draus! ...“

Indem trat eine Ordonnanz ein:

„Herr Graf v. Zeinfeld.“

Der Angemeldete folgte dem Beamten auf dem Fuße.

„Guten Morgen, Herr Kommissar,“ sagte er, dem Polizeileutnant die Hand schüttelnd, „ich konnte nicht warten! ... Wissen Sie etwas Neues, lieber Doktor?“

Der Kommissar teilte ihm in kurzen Worten den Inhalt seines Telefongesprächs mit dem Gärtnereibesitzer in Seefelde mit ... Und Graf Zeinfeld war so erschüttert, so unfähig, seine Bewegung zu verbergen, daß Herr v. Plessow den Arm um seine Schulter legte und ihn mit leisem Zuspruch in den Hintergrund des Zimmers führte ...

„Also fahren wir gleich zusammen hinaus nach Seefelde,“ sagte Dr. Splittericht.

Aber das wollte der Graf auf gar keinen Fall.

„Lassen Sie mich,“ bat er inständig, „lassen Sie mich zuerst mit ihr allein sein! ...“

„Und wenn dieser Salvioli doch die Dreistigkeit hat und erscheint draußen noch einmal? ...“

„Dann ...“ Des Grafen Stirn furchte eine tiefe, senkrechte Falte, die Flügel seiner Hakennase blähten sich ... „Seien Sie versichert, Herr Doktor, daß ich Ihnen dann die Arbeit abnehme!“

Der Graf trat ans Fenster, ihm mochte es peinlich sein, daß er, der allezeit beherrschte Mann, der nie seine gute Form verlor, jetzt sein Inneres so wenig verhüllen konnte.

Dr. Splittericht gab Braun flüsternd die Weisung:

„Sorgen Sie, daß Cisco und Skabiell dem Herrn Grafen unbemerkt folgen! ... Sie sollen sich eine gute Autotaxe nehmen und dem Herrn in angemessener Entfernung nachfahren!“

Indem trat Zeinfeld wieder herzu:

„Ich muß fort, verzeihen Sie, meine Herren, aber ich habe keine Ruhe, ehe ich sie nicht wiedersehe! ...“

Er reichte v. Plessow und dem Kommissar seine Hände mit herzlichem Dankesdruck und war hinaus.

Der Kommissar sagte lächelnd:

„Mir fehlt ja vielleicht die rechte Würdigung für solche Empfindungen ... aber es muß doch eine Art Schicksal sein, die Liebe zu so einer Frau ...“

v. Plessow strich sich den Schnurrbart. Er lachte:

„Sie machen sich nicht viel aus den Weibern, Doktor, wie? ... Na, wissen Sie, mir sind meine Gäule auch lieber! ... Die haben ja auch ihre Mucken, aber da kann man doch ab und zu mit Peitsche und Sporn nachhelfen ...“

Der Doktor-Kommissar war schon wieder bei seiner Sache:

„Wie ist es, lieber Herr v. Plessow, wollen Sie mit 'rauskommen, nach der Marienfelder Straße? Ich muß mir die Wohnung noch mal ansehen ... Und wenn ich auch nicht an die Träume der braven Frau Braun glaube ...“

Die Tür ging auf, der Kriminalschutzmann trat ein.

„Ist alles besorgt, Braun?“

„Jawohl, Herr Kommissar.“

„Die Leute sind instruiert, daß sie im Notfall ohne weiteres von der Waffe Gebrauch machen?“

„Jawohl, Herr Kommissar.“

„Na, schön, dann fahren wir nach der Marienfelder Straße ... Und, Sie kommen mit Herr v. Plessow?“

„Sehr gern! ... Ich habe so nichts zu tun ...“

„Das Auto hab' ich schon besorgen lassen!“ meldete Braun mit freudigem Gesicht.

„Aber Sie wußten doch gar nicht ...“

„Ach, ich kenne doch Herrn Kommissar! ... Wenn da die geringste Möglichkeit ist ... dazu sind Herr Kommissar doch viel zu passioniert!“

—

„Ein doller Wind,“ sagte Herr v. Plessow, als sie aus dem Präsidium traten. Er drückte die Mütze fest ins Gesicht.

Dann brummte die Hupe. Der Wagen fuhr gut.

Dr. Splittericht beugte sich zu v. Plessow:

„Wissen Sie auch, daß, wenn Frau Braun mit ihrem Traumgesicht Recht behalten sollte, daß unsere Expedition gar nicht so ungefährlich ist, Herr Leutnant?“

v. Plessow sah seinen Nachbar interessiert an:

„Na, da wäre doch wenigstens 'ne Sache! ... So was hab' ich mir immer schon gewünscht, 'ne kleine Verbrecherjagd und so ...!“

Er lockerte in drolligem Eifer den Degen in der Scheide.

„Haben **Sie** denn schon mal 'ne Schießerei gehabt mit dem Gesindel, lieber Doktor?“

„Ach ja ...“ meinte Dr. Splittericht und blickte ins Gewühl der Straße.

Doch Braun sah den Polizeileutnant bedeutsam an; er wußte, das war ein Thema, das seinem Vorgesetzten wenig behagte ... Er selbst war dabei gewesen, als der Kommissar einen berüchtigten Einbrecher auf der Straße zusammenschloß, als dieser rückwärtsgehend, das ganze Magazin seiner Browningpistole auf die Beamten leerte, die wie durch ein Wunder unverletzt blieben.

Man war schon in der Marienfelder Straße.

Der Chauffeur mochte wohl nicht gut aufgepaßt haben, er war über die Nummer 19 weggefahren und mußte nun umdrehen. Dabei fuhr er langsam an einer Kneipe vorbei, an der Budike, in der der Mann im Lodenmantel mit der schwarzen Augenbinde am Fenster saß.

Dr. Splittericht hatte ohne jede Absicht in das Fenster hineingesehen.

„Halt!“ rief er, riß den Droschkenschlag auf und sprang noch im Fahren heraus.

Braun und ebenso v. Plessow waren im Moment hinter ihm her.

„Braun, Sie postieren sich hier vor der Haustür ... Sie, Herr v. Plessow, bleiben vorm Eingang der Kneipe stehen!“

Damit war der Kommissar schon im Lokal:

„Wo ist der Mann, der hier eben am Fenster gesessen hat? ... der im Lodenmantel mit der Binde ums Auge?!“ fragte er die Wirtin. Er sprach ganz ruhig, ohne Aufregung.

Aber die Frau merkte doch den Polizeibeamten. Ängstlich fragte sie:

„Wieso denn? ... der? ... der is eben ... er wollte mal nach hinten jehn, hat er gesagt ...“

„Wo ist die Toilette?“

„Auf’n Hof ...“

Dr. Splittericht entsicherte seine Pistole.

„Hat das Haus etwa noch ’n anderen Ausgang? ...“

„Nein ... nein ...“

„Kennen Sie den Mann?“

„Nee ... er war heite ’s erstemal hier ...“

„Sind Sie ganz allein?“

„Ja, Se sehn ja ... ’s weiter keen Jast da ... jetzt, so frieh, da arbeeten se alle! ...“

Dr. Splittericht schüttelte den Kopf.

„Ich meine, ob Sie keinen Mann haben, keine Leute? ...“

„Mein Mann is aus, nach de Halle, der kooft in ... bloß mein Mädchen ...“

„Wo ist die Küche? Wohnen Sie auch hier?“

„Warum denn? ... Wer sind Sie denn, wenn ick fragen darf?“

Er zeigte seine Marke:

„Kriminalpolizei ...“

„Ach so ... na, Sie könn’ ja nachsehn ... aber bei uns hat er sich nicht versteckt ...“

„Warten Sie ... oder nein, kommen Sie mit ...“

Die gespannte Pistole in der Faust, gefolgt von der Frau, suchte der Kommissar die Räume des Restaurants ab; keinen Winkel ließ er aus, dann befahl er:

„Sie schließen das Restaurant vorläufig hinten und vorn ab ... In Ihrem eigenen Interesse. Und öffnen nicht eher wieder, ehe ich Ihnen nicht persönlich die Erlaubnis gebe!“

Die Frau maulte: „Jetzt? So dicht vor Mittag, wo jeden Augenblick die Jäste kommen können!“

Der Kommissar hörte das gar nicht. Er verließ das Lokal durch den Ausgang auf die Straße.

Hinter ihm verschloß die Wirtin gehorsam die Tür.

Draußen sagte der Kommissar zu Braun und v. Plessow:

„Ich habe mich nicht geirrt ... und Ihre Frau auch nicht, Braun ... der Kerl, der Salvioli, saß wirklich am Fenster in der Kneipe ... Er ist nach hinten ’raus, angeblich auf die Toilette ... Seine schwarze Binde und die graue Perücke, damit kann er mich nicht dumm machen! ... Aber wie

fangen wir die Geschichte jetzt an? ... Am besten, Sie springen zum nächsten Polizeirevier 'rüber und holen Sukkurs, Herr v. Plessow ...“

Der lange Leutnant schnaufte recht unzufrieden:

„Is 'n das nötig? ... Wir sind doch drei Mann!“

„Ja,“ Braun hatte scheinbar auch nur den einen dringenden Wunsch, die Sache allein, ohne erst Hilfe zu holen, zu unternehmen, „ja, verzeihen, Herr Kommissar, ich meine auch, zu viele, das is nie gut ... nachher weiß keiner, was los ist! ...“

„Schön ... also, Herr v. Plessow, Sie decken das Haustor und müssen für alle Fälle auch die Kneipe im Auge behalten ...“

Er sah den Riesen und lächelte:

„Sie wer'n den Kerl schon nich durchlassen!“

„Worauf Sie sich fest verlassen dürfen!“ meinte v. Plessow und nahm seinen Posten ein ...

Der Kommissar und Braun gingen ins Haus.

XXI.

Als Salvioli in dem wendenden Auto das Gesicht des Kommissars auftauchen sah – wie man im Halbtraum ein tolles, unmögliches Spukbild sieht und daran glauben muß, ob man gleich immer zweifeln möchte –, da war zuerst die Frage in seinem Kopf aufgesprungen: wer hat dich verraten? Und sogleich dachte er an Ilona ... Aber wie sollte denn sie wissen, daß er jetzt hier in der Kneipe saß? ... An einen bloßen Zufall konnte er nicht glauben, er sah den geheimen Zusammenhang nur in den verborgen wirkenden Kräften, die er so oft mißbraucht hatte und die sich nun am Ende an ihm rächten ...

Denn auch jetzt blieb er trotz aller Aufregung Herr seiner Sinne. Er hatte den Vorsprung ins Haus hinein, den galt es auszunutzen! ... Und er wußte sofort, wie er das anfangen wollte ... Wenn er jetzt nur ein klein bißchen Glück hatte! ...

Er ging ruhig durch die Kneipe, fragte nach der Bequemlichkeit und verschwand, ohne sich zu beeilen, auf den Hof. Das Haus hatte zwei Hinteraufgänge. Ein Gartenhaus, einen Seitenflügel, rechts einen sehr hohen Bretterzaun, der so schnell nicht zu übersteigen war.

Er wählte das Hinterhaus, ging die Treppe hinauf und klingelte im zweiten Stock ... Ohne jede Erregung, dabei den Tod auf den Hacken, mit einem Ohr hinablauschend und doch freundlich sein Anliegen vorbringen, das war nicht leicht.

„Ist hier ein Zimmer frei?“

„Jawohl.“

„Kann ich es mir mal ansehen?“

„Bitte.“

Die junge Frau sah den Mann im grauen Haar prüfend an, sie meinte zögernd:

„Ich vermiete aber bloß mit Vorausbezahlung.“

„Selbstverständlich,“ sagte Salvioli freundlich. Er hätte noch viel freundlicher, viel herzlicher sprechen mögen, denn die Wohnungstür hatte sich zwischen ihm und seinen Feinden geschlossen ... Es war ein Glück ohne Maßen, ein unerhörter Zufall, daß er beim erstenmal, wo er

anklopfte, fand, was er suchte ... Er wußte ja nicht, ob hier wirklich eine Stube zu vermieten war, hatte aufs Geratewohl angefragt, und war vorläufig geborgen.

Die Frau zeigte ihm das Zimmer. Er mietete es und bezahlte für einen Monat im voraus.

„Kann ich gleich hierbleiben?“

„Aber ja, bitte!“

„Ich hole morgen meine Sachen ...“

Die Tür zum Korridor war offen geblieben. Man hörte eine Etage tiefer die Wohnungsklingel gehen. Auf jeder Etage wohnten drei Parteien, es konnte noch fünf Minuten dauern, dann waren diese Hunde von Polizisten hier oben, und dann mußte die Frau öffnen ... mußte sie? ... mußte sie wirklich? ...

Er plauderte mit ihr, die froh über das erhaltene Geld von ihrem Mann erzählte, der auch bald nach Hause käme ... er sei Straßenbahnschaffner ... und sie wären noch gar nicht so lange verheiratet ... aber die Mieten wären ja sündhaft teuer ... und das Gehalt doch man klein ...

Schritte kamen die Treppe herauf, es klingelte nebenan.

Die Frau stand am Sofatisch, sie glättete die grüne Plüschdecke.

„Ja, un denn müssen wir ja auch abzahlen ... wir haben ja doch alle beide nichts gehabt ... nicht wahr? ... Wenn man so jung is ... wer denkt denn da ans Sparen?!“

Man hörte reden auf der Treppe, dann klappte die Tür zu. Es klingelte an der Entreetür.

Die Frau drehte sich um, wollte öffnen.

Da sah sie ein fürchterliches Antlitz! Ein Dolch blitzte vor ihren Augen! Zwei schmale, blutleere Lippen raunten:

„Still! ... Beweg dich nicht! ... Ich stech' dich tot! ...“

Sie zitterte, ihre Zähne klapperten ... sie stand mit erstarrtem Gesicht und leeren Augen, wie festgewachsen an die braungestrichene Diele.

Nun klingelte es rechts. Da kam gleich die Frau ... Eine schrillaute Stimme:

„Die Hiller'n? ... Wo die is? ... Die is wech! ... Die hab' ick vor'ne Viertelstunde 'runterloofen jehört ... aber se wird woll jleich returkomm'! ... Ihr Mann kommt ja zu Mittach! ... Wat woll'n Se denn von die? ... Hat se wat jemacht, ja?“

Die Schritte gingen schon weiter, nach der dritten Etage hinauf.

Salvioli stand noch immer neben der Frau.

„Ich tu' Ihnen nichts, wenn Sie sich still verhalten ... sonst! ...“ Er machte eine heftige Gebärde mit der dreikantig geschliffenen Waffe ...

Die Frau sah ihn an, als stürbe sie schon. Selbst ihre Augen bebten. Sie hätte nicht reden können, auch wenn sie gewollt hätte.

Nun kam, der die Treppe hinaufgegangen war, zurück. Er klingelte noch einmal umsonst bei Frau Hiller. Dann ging er schneller hinab.

Salvioli lauschte lange. Man konnte ihm eine Falle stellen und plötzlich noch einmal hier anläuten ... oder am Treppenabsatz lauern ... Aber nein, das war doch unwahrscheinlich ... Drei Leute hatten im Auto gesessen. Einer mußte mindestens Wache halten vorm Hause ... Den mußte er über den Haufen rennen ... ein gutgezielter Stoß mit dem Stilett ... das macht keinen Lärm, ist besser wie Knall und Kugel ...

Einer würde wohl auf dem Hof stehen ...

Plötzlich kam ihm eine Idee ... Er lachte fast ...

„Ihr Mann hat doch 'ne alte Uniform, Frau?“

Sie nickte, konnte kein „Ja“ herausbringen.

„Wo ist die?“

Zum Schrank hinwankend, mit flehenden Augen rückwärtsblickend, gab sie ihm die Sachen.

Er zog blitzschnell die ganz gut passende Uniform an, ließ seine Beinkleider unter den anderen. Dann warf er, die Perücke abnehmend und die Augenbinde, beide fort und sagte:

„Ich schließe Sie jetzt ein! ... Bei dem geringsten Lärm, den Sie machen, bin ich wieder hier! ... und so viel Zeit, um Sie kaltzumachen, habe ich immer noch!“

Dabei funkelte er drohend mit dem Dolch vor ihrem Gesicht.

Sie nickte nur immer und bewegte hilflos die Lippen, ein paar Tränen in den Augen.

Dann war sie allein. Der Schlüssel drehte sich im Schloß. Die Tür ging draußen, kaum hörbar. Das hörte die Frau noch. Dann war ihr, als ob sie in irgendeine dunkle Tiefe sänke ...

Salvioli schlich die Treppe hinunter, die – er hatte Glück – menschenleer war. Er trat ruhig in seiner Straßenbahnuniform auf den Hof, da stand ein großer, breitschultriger Mensch, der ihn sofort scharf ins Auge faßte ... Der Verbrecher sah ihn wieder an, ein bißchen

neugierig und als wollte er sagen: Was guckst du denn so? – und ging unangefochten weiter.

Vor der Haustür blieb er stehen und steckte sich einen Zigarrenstummel an, den er ebenso wie die Zündhölzer bei der armen, zu Tode erschrockenen Frau vom Tisch genommen hatte.

Aber dabei sah der Polizeileutnant, der drei Schritt von ihm an der Laterne lehnte, seine schmale, lange weiße Hand und den kostbaren Smaragdring am kleinen Finger.

Indem kam auch hinter Salviolis Rücken der Kriminalschutzmann aus dem Hause, dem nachträglich doch Bedenken wegen des Straßenbahnschaffners aufgestiegen waren.

v. Plessow deutete mit den Augen auf Salvioli, Braun fing den Blick auf.

Er trat an ihn heran in dem Moment, als der in der graugrünen Uniform weitergehen wollte, und sagte:

„’n Augenblick!“

Salvioli wandte sich und hob blitzschnell den Fuß, um den Beamten unter den Leib zu schlagen.

Braun wich aus, v. Plessow sprang zu und zog den Degen.

Da stürzte sich der Mörder mit geschwungenem Dolch auf beide, seine Augen loderten, sein großes, weißes Gebiß bleckte, er heulte:

„Ihr müßt mit, Ihr Hunde!“

Aber der Leutnant, ein erprobter Fechter, fing den Stoß in der Parade, sprang zurück, fiel aus und rannte seinen Angreifer mitten durch.

Den Degen in der Brust, fiel Salvioli zusammen. Ein Strom Blutes brach ihm vom Munde, färbte die grauen Straßensteine und rieselte in roten Fäden auf den Damm.

Leute strömten herbei.

Der Kommissar mußte sich Bahn schaffen, da er aus dem Hause herzulief ...

Braun hatte Salvioli den Degen aus der wunden Brust gezogen; er hielt dem Verbrecher, der mit jedem Atemzug das helle, schaumige Blut hervorröchelte, den Kopf.

Unter den halbgeschlossenen Lidern suchten die Augen irr umher.

Da trat Dr. Splittericht heran.

Der Mörder wollte reden ...

Mitten in dem Menschenknäuel, das sich gierig immer mehr zusammenschob, ließ sich Dr. Splittericht auf ein Knie nieder, beugte sein Ohr an den blutigen Mund, der noch sprechen, reden, vielleicht die Seele frei machen wollte von schwerer Schuld ...

Aber die Augen wurden glasig, ein Stoßen und Zerren ging durch den schlanken Leib, die großen weißen Hände krampften in die Luft und ein letzter, schauerlicher Sterbelaut hauchte in den grauen Tag ...

Schutzleute kamen jetzt. Die Menge drängten sie zurück. Und dann ergriffen Männerhände Schultern, Kopf, Hände des Hingestreckten, trugen ihn in den Hausflur, der gesperrt wurde, bis der Wagen käme, der ihn fortbrächte – den Unseligen ... dahin, wo die toten Leiber der Namenlosen, der Verfemten hinter Glaswänden, auf kaltem Stein auf das Messer der Ärzte warten ...

XXII.

Ein Spätsommertag war's. Wie blankes Gold standen die Ähren auf den Feldern, an denen Graf Zeinfeld in seinem schnellen Wagen wie im Traum dahinfuhr ...

Ja, seitdem er Ilona kennengelernt und geliebt hatte – denn das war eins gewesen –, seitdem war Tag und Traum in seinem Dasein, wie die feurigen Himmelsfarben am Saume der Nacht, ineinandergeflossen ...

Er gehörte zu den wenigen, die ihr Weg hoch über alle Abgründe der Not und des Jammers führt; er hatte den Schmerz bisher nicht gekannt; so fassungslos fand ihn das Leid, als es zum erstenmal nach seinem Herzen griff, daß er nun, wo das Glück zurückkehrte, nicht daran glauben konnte ...

Er sollte sie wiedersehen? ... Sie würde wieder in seinem Leben sein und seine heiße Sehnsucht ganz erfüllen? ... Ach, er gehörte nicht zu den Starken, die aus dem Schiffbruch auf einer Planke ans Land rudern und sich sofort als dessen König erklären ... Er glaubte noch nicht an seine Hoffnung, und selbst hinter deren Erfüllung lauerte etwas, das den Liebenden zag und ängstlich machte.

War sie nicht wochen- und monatelang in eines anderen Händen? ... Wer war dieser Mensch? ... Ein Ausgestoßener, ein Verfemter, ein Mörder vielleicht ... Und gleichviel, wer und was der andere im Leben bedeutete, es war ein Mann, ein Mann, der die Frau geraubt, sie arglistig umgarnt und sie durch die Teufels Gewalt seiner Beschwörungen an sich gefesselt hatte ...

Es ist doch nicht möglich, einen Menschen im fremden Haus so zu verschließen, daß er nicht fort kann, wenn er ernstlich will ... Warum hatte Ilona nicht fort gewollt? ... Weshalb war sie nicht geflohen? ... Sie wußte ja ihre Zuflucht, ihre Heimat an seinem Herzen! ...

Und wenn ihr Wille so krank, so ohnmächtig geworden im Kampf mit diesem Gräßlichen, war sie dann noch Herrin geblieben über sich selbst? ... Hatte sie ihren Körper schützen können, wo ihre Seele so ganz in Banden lag? ...

Die Felder glühten und blühten rechts und links. Der Motor sang und der Wagen mit seiner windschnellen Fahrt kühlte die brennende Luft, die

dem Manne die Stirn küßte, der mit geschlossenen Augen wie ein Abgeschiedener in den Polstern lehnte ... Wie unendlich schwer war es ihm geworden, als er Ilona gewann und anbetete, an dem, was vorher gewesen war in ihrem Sein, vorbeizugehen, nicht zu fragen, ja nicht einmal zu rühren an den Schatten, die sich – er merkte das wohl – immer noch in ihr Glück drängten ...

Und nun kam eine neue Vergangenheit, ein zweites, kaum verschleiertes Abseits hinzu ... Noch einmal fiel der Schatten desselben Mannes über den Weg der Frau, die sein kostbar gehütetes Heiligtum war, die er mit einer Raserei der Leidenschaft, der Eifersucht liebte, wie sie eine Seele nur einmal füllen, nur ein einziges Mal erleben kann ... Würde er diesmal die Kraft haben, Ilona nicht zu fragen und über die lange Zeit der Trennung hinwegzuschauen in neue Seligkeit, als sei nichts gewesen, als habe zwischen dem letzten Kuß und dem Augenblick ihres Wiedersehens nur der Traum einer Nacht gelegen?

Kein Mensch, kein Gefährt war auf der von der Sonne beleuchteten Straße. Die jungen Ahornbäume an den Gräben zu beiden Seiten huschten vorüber, als die blaue Limousine, wie ein verwegenes Tier, mit all ihrer Kraft dahinschoß.

Da kamen Häuser in Sicht, Gehöfte.

Der Chauffeur verhielt.

„Wo ist die Gärtnerei von Schmidtchen?“

„Da! ... Gleich da drüben!“

Graf Zeinfeld sprang aus dem Wagen. Eine Frau stand da, eine blonde Frau ... Auch der Mann kam gleich ... Zeinfeld fragte ... er hörte ... und stand zitternd, mit der Hand nach dem Stacket tastend, am Zaun.

„... Sie war fort ... ja ... heute morgen, als die Gärtnersfrau an ihre Zimmertür klopfte, um das Frühstück hineinzutragen, war niemand mehr da! ... Der Mann, der Professor, war schon gestern nach der Stadt ... ja ... aber die Frau, die muß erst heute durchs Fenster hinaus sein ... Wenn sie zur Tür hinausgekommen wäre, die Treppe 'runter, das hätte man gehört ... Die Kriminalpolizei hätte doch angeklingelt, heute früh ... da war sie noch da ... oder vielleicht auch nicht ...“

Der Graf stand da wie ein Verurteilter ...

In sein Ohr, in sein Herz klang es immer nur:

Sie ist fort ... sie ist fort ... sie ist nicht mehr da! ... Weiter hörte er, weiter wußte er nichts ...

Dann saß er wieder im Wagen. Luft und Sonne umbrausten ihn, die Bäume tanzten vorüber und die Felder wogten im Goldglanz der reifenden Saaten.

Graf Zeinfeld sagte mit trockenen Lippen leise vor sich hin:

„Sie ist fort ... sie ist fort ... ist fort ...“

Und dann dachte er plötzlich daran, daß er Zweifel gehabt hatte an seiner Liebe, an seiner Kraft: sie, die er nun doppelt verloren, schweigend, ohne nach ihrem Unglück zu fragen, an sein Herz zu nehmen.

Da ergriff ihn eine Wut, ein wilder Zorn auf sich selbst ... Alles, alles wollte er, nichts fragen, nichts sagen, nur sie lieben und ihr Sklave sein, wenn er sie wiederfände! ... Und selbst, wenn sie ihm beichten, sich anklagen und ihm erzählen wollte, er würde ihr den Mund zuhalten, ihre lieben, schönen Augen küssen und nichts als glücklich sein, selig in ihrem Besitz, mit allem zufrieden, wenn er sie nur hätte ...

Da war er schon im Westen der Stadt ... Noch Minuten, dann stand er in seiner öden Wohnung, wo er nicht bleiben konnte, ohne toll zu werden! ...

Wo war sie nur? ... Wohin floh sie? ... Vor ihm? ... Weshalb, um aller Heiligen willen? ... Lebte sie denn? ... Oder hatte ihr armes Herz unter all dem bitteren Weh so sehr gelitten, daß sie nun wie ein schöner, trügerischer Schatten durch die fremde Welt irrte? ...

Langsam stieg der Graf die Treppe zu seiner Wohnung hinauf. Er klingelte.

Der Diener kam.

„Herr Graf, das gnädige Fräulein sind schon da und warten auf den Herrn Grafen!“

Der ist auch wahnsinnig, dachte Hugo v. Zeinfeld.

Der Diener ging vor seinem Herrn her.

Da klang ein Schrei, ein Jubelschrei!

Und dann hielt er sie, während der Diener danebenstand, in seinen Armen.

Der Mann ging still hinaus.

Die beiden konnten keine Worte finden. Bis sie sagte:

„Hast du mich denn noch lieb? ... jetzt auch noch?“

Er sah sie verwirrt an.

„Ich weiß nur, daß ich dich habe und ohne dich nicht leben kann ...
Du! ...“

„Und daß ich fort war ... solange ...?“ sagte sie ängstlich.

Er schüttelte den Kopf und küßte sie wieder.

„Ich liebe dich,“ sagte er, „das ist alles ...“

Wörterklärungen

[1] *Sore*: Diebesgut

[2] *verschwenken*: verkaufen

[3] *Fauler*: Kriminalbeamter

[4] (eigentl.) *Schemen*: Namen